



# Leseprobe

Andrea Stewart

## Der Knochensplitterpalast Der Kaiser

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



---

Seiten: 672

Erscheinungstermin: 28. Juni 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Die Fortsetzung des großen High Fantasy-Epos um die Heldin Lin, die das Phönixreich vor den schaurigen Monstern ihres Vaters retten muss.**

Der Kaiser ist tot.

Endlich sitzt Lin auf dem hart erkämpften Thron, aber die Wunden der tyrannischen Herrschaft ihres Vaters sind tief und müssen heilen – bei den Untertanen sowie bei seiner Tochter. Im Nordosten des Phönixreiches sammelt sich währenddessen eine Rebellenarmee von Knochensplitter-Konstrukten, deren Anführer entschlossen ist, den Thron mit Gewalt zu erobern.

Lins einzige Hoffnung auf Hilfe sind die mächtigen Magier aus den Legenden, die Alanga, die ins Reich zurückgekehrt sind. Gemeinsam mit ihnen wäre sie stark genug, die Gegner zu besiegen. Doch kann Lin ihnen trauen?

**Band 2 der fesselnden High Fantasy-Reihe, in der eine starke Frau über Sieg oder Niederlage eines Reiches entscheiden muss.**

Alle Bände der Reihe: 1. Der Knochensplitterpalast – Die Tochter 2. Der Knochensplitterpalast – Der Kaiser 3. Der Knochensplitterpalast – Der Krieg

Andrea Stewart

Der Knochensplitterpalast

Der Kaiser

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Bone Shard Emperor« bei Orbit, London, 2021.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2023

Copyright der Originalausgabe © 2021 by Andrea Stewart

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2023 by Penhaligon,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Jörn Rauser

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

nach einer Originalvorlage von © 2021 Hachette Book Group, Inc.

Umschlagdesign: Lauren Panepinto

Umschlagmotiv: Sasha Vinogradova

Kartenillustration © Charis Loke 2020

LO · Herstellung: mar

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3261-1

[www.penthaligon-verlag.de](http://www.penthaligon-verlag.de)

Für John, der immer dafür sorgt,  
dass ich Zeit zum Schreiben habe.

Es heißt, niemand wäre perfekt,  
aber das ist offenkundig eine Lüge.

# Kapitel 1

Lin

*Kaiserinsel*

Ich hatte geglaubt, ich könnte die Probleme im Kaiserreich wieder in Ordnung bringen, wenn mir nur die Mittel dazu zur Verfügung stünden. Doch es war, als versuchte ich, das Unkraut in einem verwilderten Garten zu jäten. Für jede Pflanze, die ich ausriss, wuchsen sogleich zwei neue nach. Aber für meinen Vater war es ja ganz typisch, dass er mir keine leichte Aufgabe hinterlassen hatte.

Ich hielt mich an den Keramikdachziegeln fest und schenkte Thrana, die leise unter mir winselte, keinerlei Beachtung. In einem Kaiserpalast gab es nur wenig Privatsphäre. Mein Vater war jederzeit unbehelligt durch die Gänge geschlendert. Wahrscheinlich, weil er sich mit mehr Konstrukten als Dienern umgeben hatte. Und die Diener, die er beschäftigte, hatten schreckliche Angst vor ihm gehabt. Ich wollte eine andere Art Kaiser sein. Dennoch hatte ich nicht damit gerechnet, durch meinen eigenen Palast schleichen zu müssen.

Mit einem Ärmel wischte ich den Regen von einer Kachel und zog mich zum First hinauf. Es kam mir vor, als wäre ich in einem anderen Leben zum letzten Mal hier heraufgeklettert. Tatsächlich war es zwar nur wenige Monate her, doch ich merkte meinen Muskeln die mangelnde

Übung an. Ich hatte mich um verschiedene administrative Aufgaben kümmern müssen: Diener, Wächter und Arbeiter einstellen, die Gebäude des Palasts reparieren und säubern, einige der Aufgaben meines Vaters wiederaufnehmen, andere beenden ...

Dabei wurde ich ständig von Leuten beobachtet, die sich fragten, was ich tun würde, und aus mir schlau zu werden versuchten.

Irgendwo unter mir ging Jovis, der Hauptmann meiner kaiserlichen Garde, mit seinem Tier, Mephi, neben sich im Korridor vor meiner Unterkunft auf und ab. Er hatte darauf bestanden, diese Aufgabe selbst zu übernehmen, und legte sich nur dann schlafen, wenn ihn ein anderer Wächter ablöste. Bei dem Gedanken daran, dass Tag und Nacht jemand vor meiner Tür postiert war, stellten sich mir die Nackenhaare auf. Er wollte zu jeder Zeit wissen, wo ich mich befand und was ich tat. Und wie hätte ich ihm das verübeln sollen, da ich doch selbst meine Sicherheit in seine Hände gelegt hatte? Ohne guten Grund konnte ich ihm und seinen Wächtern nicht befehlen, mich in Frieden zu lassen. Mein Vater hatte als schlecht gelaunt, exzentrisch und einsiedlerisch gegolten. Wie sollte ich unter diesen Umständen einen Befehl erteilen, ohne genauso zu wirken?

Ein Kaiser war seinem Volk verpflichtet.

Ich blieb einen Augenblick lang auf dem Dachfirst sitzen und sog die feuchte Meeresluft ein. Meine Haare klebten mir schweißnass im Genick. Ein paar der Zimmer, die ich nach dem Tod meines Vaters entdeckt hatte, waren ohne erkennbaren Grund abgesperrt gewesen. Eines war mit Bildern gefüllt, ein anderes mit lauter Nippes – Geschenke von anderen Inseln. Ich hatte die Diener angewiesen, sie zu säubern und zu sortieren, um sie in den frisch renovierten Gebäuden ausstellen zu können.

Es gab jedoch auch andere Räume, die ich vor neugierigen Blicken schützen wollte. Schließlich kannte ich noch immer nicht alle Geheimnisse, die hinter ihren Türen verborgen waren, und wusste auch nicht, was die Dinge, die ich in ihnen entdeckt hatte, bedeuteten. Außerdem hatte ich selbst Geheimnisse.

So war ich gar nicht die Tochter meines Vaters, sondern ein künstliches in den Höhlen unter dem Palast gezüchtetes Geschöpf. Falls irgendwer dahinterkam, wäre mein Leben verwirkt. Es gab ohnehin schon genug Unzufriedenheit mit der Sukai-Dynastie. Eine Betrügerin würde das Volk des Phönixreichs auf keinen Fall dulden.

Unten im Hof patrouillierten zwei Wächter. Keiner der beiden blickte zum Dach herauf. Und selbst wenn, hätten sie durch den Nieselregen hindurch nur einen dunklen Umriss vor dem bewölkten Himmel ausgemacht. Ich kletterte auf der anderen Seite zu einem Fenster hinunter. Ich wusste, dass es offen war. Trotz der Wolken und des Regens war die Nacht warm, und wir schlossen die Fensterläden nur, wenn es stürmte. Als ich über die Dachkante hinunterrutschte und mit den Füßen das Sims ertastete, sah ich, dass im Inneren nur wenige Lampen brannten.

Ich empfand es als eigenartig tröstlich, wieder mit meinem Gravierwerkzeug und mehreren Schlüsseln in der Schärpentasche durch die Palastkorridore zu schleichen. Das war etwas, das ich schon kannte.

Ich lugte um die Ecke und sah, dass sich Jovis und Mephi noch immer vor meiner Tür aufhielten. Jovis hatte einen Stapel lackierter Karten in der Hand. Mephi streckte eine seiner Schwimmklauen aus und berührte eine von ihnen. »Die da.«

Jovis seufzte. »Nein, nein, nein – wenn du nach einer Seeschlange einen Fisch ausspielst, hast du die Runde verloren.«



Mephi neigte den Kopf zur Seite und setzte sich hin. »Ich verfüttere den Fisch an die Seeschlange und mache sie so zu meiner Freundin.«

»So geht das aber nicht.«

»Bei mir hat es geklappt.«

»Bist du etwa eine Seeschlange?«

Mephi klapperte mit den Zähnen. »Dein Spiel ergibt keinen Sinn.«

»Du hast gesagt, du langweilst dich und möchtest es lernen«, erwiderte Jovis und steckte die Karten in die Tasche.

Mephi legte die Ohren an. »Warte. Waaaarte.«

Ich zog mich zurück und lauschte auf Schritte. Jovis bestand zwar darauf, mich beschützen zu müssen, und doch war es nicht gerade professionell von ihm, Karten zu spielen, während er die kaiserliche Unterkunft bewachte. Aber das hatte ich mir schließlich selbst zuzuschreiben. Zumal ich einen notorischen Schmuggler und ehemaligen Angehörigen der Ioph Carn zum Hauptmann der Garde ernannt hatte. Andererseits hatte er scharenweise Kinder von den Zehntfeiern gerettet und stand bei der Bevölkerung deswegen in hohem Ansehen.

Und Ansehen war etwas, das ich selbst nicht gerade im Überfluss besaß.

Ich machte mich auf den Weg zum Splittervorratsraum, wobei ich mich jedes Mal in einem Seitengang oder hinter einer Säule versteckte, wenn ich einen Wächter oder einen Diener sah. Am Ziel angekommen sperrte ich rasch die Tür auf und schlüpfte hinein. Dann nahm ich die Lampe vom Türsturz und zündete sie an, ehe ich in den hinteren Teil des Raums zu einer weiteren Tür ging, in die ein Wolkenwächter geschnitzt war.

Auch für sie besaß ich einen Schlüssel.

Ich stieg in die alten dunklen Minenschächte unter dem Palast hinab. Meine Lampe ließ die scharfen Konturen der Wände deutlich hervortreten. Die Wächterkonstrukte meines Vaters, die hier unten stationiert gewesen waren, hatte ich so schnell wie möglich zerlegt. Die restlichen Konstrukte, die im ganzen Reich verstreut waren, bereiteten mir dagegen nach wie vor Probleme. Sie waren Shiyen bedingungslos ergeben gewesen. Seit seinem Tod war ihre Kommandostruktur vollständig auseinandergebrochen. Einige waren verrückt geworden, andere versteckten sich. In meinem Leben hatte ich nur zwei Konstrukte als meine eigenen betrachtet – Hao, ein kleines Spionagekonstrukt, dessen Befehle ich so umgeschrieben hatte, dass es mir gehorchte, und Bing Tai. Hao war gestorben, als er mich gegen meinen Vater verteidigt hatte. Nun war nur noch Bing Tai übrig.

Als sich der Tunnel gabelte, hielt ich mich links und sperrte die Tür auf, die den Durchgang blockierte. Ich hatte mich oft gefragt, was mein Vater eigentlich tat, wenn er hinter seinen verschlossenen Türen verschwand. Ich wusste es noch immer nicht genau.

Schließlich mündete der Tunnel in eine Höhle. Ich zündete die darin verteilten Lampen an. Im Boden befand sich ein Becken, daneben war ein Arbeitsplatz eingerichtet. Mein Blick glitt über die Bücherregale, einen Tisch aus Metall und Körbe voller Werkzeuge, die mir alle nichts sagten. Schließlich blieb er an der Kiste hängen, in der sich Vaters Gedächtnismaschine befand. In diesem Becken hatte ich Thrana gefunden. Sie war an die Maschine angeschlossen gewesen. Wie jedes Mal, wenn ich diese Höhle betrat, warf ich einen Blick in das Wasser. Das Licht meiner Lampe spiegelte sich in der dunklen Oberfläche. Ich musste mich konzentrieren, um zu sehen, was sich darunter befand. Die

Kopie meines Vaters lag unverändert mit geschlossenen Augen auf dem Grund. Nach dem ersten Anflug von Erleichterung verspürte ich den gewohnten Schmerz. Er sah tatsächlich wie Bayan aus – oder besser gesagt: Bayan hatte wie er ausgesehen.

Doch Bayan hatte mir geholfen, meinen Vater zu besiegen, und als ich endlich Zeit gehabt hatte, ihn zu betrauern, war mir klar geworden, dass es keine Möglichkeit gab, ihn wieder zum Leben zu erwecken. Ich selbst war der Beweis dafür. Seine eigene Kopie hatte mein Vater gezüchtet, indem er sich einen Zeh abschnitt und ihn in dem Becken versenkte. Mich dagegen hatte er aus den Körperteilen verschiedener Menschen zusammengesetzt, die er im ganzen Reich eingesammelt hatte. Er hatte versucht, mir die Erinnerungen seiner toten Frau – Nisong – einzupflanzen. Doch das war nur zum Teil gelungen. Zwar besaß ich tatsächlich ein paar ihrer Erinnerungen, aber ich war nicht sie.

Ich war Lin. Der Kaiser.

Selbst wenn es mir gelänge, mit der Gedächtnismaschine einen Teil von Bayan wiederherzustellen, wäre dies seine Kopie, also nicht er.

Ich glaubte, etwas zu hören, und wirbelte herum. War das ein Schritt gewesen? Eine Schuhsohle, die über den Steinboden scharfte? Die Lampen, die ich hinter mir angezündet hatte, beleuchteten nur Gestein und Wasser, und das einzige Geräusch, das ich vernahm, war der dröhnende Herzschlag in meinen Ohren. In einem kurzen Augenblick blinder Panik stellte ich mir vor, alles sei umsonst gewesen. All die Jahre harter Arbeit, die Nächte, in denen ich die Knochensplittermagie erlernt hatte, all der Mut, den ich hatte aufbringen müssen, um meinem Vater die Stirn zu bieten. All das würde vergebens sein, wenn ich entlarvt wurde. Ach was, ich sah Gespenster und hörte Dinge, die

gar nicht da waren. Wie hätte mir jemand ohne die Schlüssel hier herunter folgen sollen? Die Türen waren allesamt hinter mir zugefallen und damit wieder versperrt.

Ein paar von den Büchern und Seiten voller Notizen, die mein Vater angehäuft hatte, lagen auf dem Metalltisch verstreut. Es widerstrebte mir, sie in mein Zimmer mitzunehmen, wo die Diener sie sehen könnten. Ich dachte an das Unkraut, das ich zu jäten versuchte: die Splitterlosen, der Untergang der Hirschkopfsinsel, die führerlosen Konstrukte und die Alanga. Für all das gab es hier unten Lösungen. Das Problem war nur, sie zu finden.

Die Notizen meines Vorgängers wirkten verwirrend, seine Handschrift war fast unleserlich. Trotz der drei verschlossenen Türen auf dem Weg hierher hatte mein Vater auf eine Weise geschrieben, als hätte er befürchtet, irgendjemand könnte diese Bücher finden. Nichts war verständlich formuliert. Häufig bezog er sich auf frühere Notizen oder andere Bücher, blieb aber jeweils ohne Angaben darüber, wo diese Aufzeichnungen zu finden waren oder wie die entsprechenden Werke hießen. Ich versuchte ein Mosaik zusammenzusetzen, das am Ende kein Bild ergab.

Ich zog einen Stuhl heran und blätterte durch die Seiten. Schon bald bekam ich Kopfschmerzen. Ein Teil von mir glaubte, dass ich die Geheimnisse meines Vaters aufdecken würde, wenn ich nur alles oft genug las.

Bisher hatte ich jedoch nur herausgefunden, dass vor langer Zeit schon einmal Inseln versunken waren. Als mir bewusst wurde, dass es tatsächlich *mehrere* Inseln gewesen waren, während wir bislang nur den Untergang des Hirschkopfes beklagen mussten, trat mir der Schweiß auf die Stirn. Ich wusste noch immer nicht, was zu dieser Katastrophe geführt hatte und ob wir noch eine weitere Insel verlieren würden. Und was war mit den Alanga? Dies war

die andere Sache, über die mein Vater seinen designierten Nachfolger in Kenntnis gesetzt hätte. Wer waren sie, und was konnte ich gegen sie ausrichten, wenn sie zurückkehrten?

Mein Blick wanderte zur Gedächtnismaschine.

Als ich Thrana von den Schläuchen befreit hatte, war noch Flüssigkeit in ihnen gewesen. Ein paar hatten ihr Blut enthalten, andere eine milchige Substanz. Ich hatte zwei Flaschen aus der Küche geholt. In die eine hatte ich ihr Blut gefüllt, in die andere die trübe Flüssigkeit. In seinen Aufzeichnungen hatte mein Vater erwähnt, er habe mir und den anderen Konstrukten unsere Erinnerungen eingeflößt. Er schien mit seinen ersten Versuchen unzufrieden gewesen zu sein. Zwar hatte er gezögert, die Konstrukte, die möglicherweise die Erinnerungen seiner Frau enthielten, wieder zu demontieren, doch es hatte ihn geradezu in die Verzweiflung getrieben, wie wenig sie von Nisong zu wissen schienen.

Ich wusste nicht, was er letztlich mit diesen Konstrukten angestellt hatte. Viel wichtiger schien mir im Augenblick jedoch zu sein, wo er Nisongs Erinnerungen aufbewahrt hatte.

Ich hatte beide Flaschen verkorkt und bei den Büchern auf dem Tisch stehen lassen. Bisher hatte ich es nur über mich gebracht, die Flasche mit der milchigen Flüssigkeit zu entkorken und an ihr zu schnuppern. Doch dann hatte ich sie wieder verschlossen und Shiyens Notizen weiter nach einem konkreten Hinweis durchforstet, dass sie tatsächlich die Erinnerungen enthielt. Allmählich war ich so verzweifelt, dass ich darüber nachdachte, sie trotz meiner Unsicherheit zu trinken. Auch wenn sie vielleicht nur ein Schmiermittel für die Maschine enthielt, das giftig und nicht für den Verzehr bestimmt war.

Doch ein Teil davon war von Thrana gekommen. Ich verstand nicht, was sie mit alldem zu tun haben mochte – wo Vater sie gefunden hatte und um was für eine Kreatur es sich bei ihr handelte. Sie war wie Mephi, den Jovis nach dem Untergang des Hirschkopfs im Meer hatte schwimmen sehen.

An Thrana war nichts Giftiges.

Ich suchte nach Entschuldigungen, weil mich etwas dazu trieb, die Flüssigkeit zu trinken. Ich wollte es wissen. Ich konnte zwar nicht mit Bestimmtheit sagen, wessen Erinnerungen in ihr steckten, aber ich hatte eine Vermutung. Shiyen war alt und krank gewesen. Gewiss hatte er vor seinem Tod seine Erinnerungen speichern und in die Kopie übertragen wollen.

Ich suchte nach Antworten, und ein paar von ihnen befanden sich möglicherweise in dieser Flasche. Das Schicksal des Phönixreichs stand auf dem Spiel. Was war ich bereit zu tun, um mein Volk zu retten? Numeen hatte mir gesagt, dass die Menschen einen Kaiser brauchten, dem sie etwas bedeuteten. Und meine Untertanen lagen mir tatsächlich sehr am Herzen.

Ehe ich es mir anders überlegen konnte, entkorkte ich die Flasche und hob sie an die Lippen.

Die Flüssigkeit war kalt und schmeckte stark nach Kupfer und etwas Süßem. Ich strich mit der Zunge über die Zähne und fragte mich, ob ich sie vor dem Schlucken zuerst hätte kosten sollen. Vielleicht war es ja wirklich ein Gift. Und dann durchströmte mich die Erinnerung.

Ich befand mich nach wie vor in der Höhle, doch nun sah sie anders aus. Um den Arbeitsplatz herum brannten drei weitere Lampen. Thrana lag reglos im Wasser. Meine Hände justierten gerade die Schläuche, die in die Gedächtnismaschine führten. Meine Handrücken waren mit Leber-

flecken übersät, die Sehnen zeichneten sich unter der Haut ab. Ich schob zu fest. Eine meiner Hände rutschte ab und knallte seitlich gegen die Kiste. Irgendetwas darin löste sich.

»Bei Diones Eiern!«, schrie ich frustriert. So lief das nun die ganze Zeit. Kaum hatte ich eine Sache repariert, ging etwas anderes kaputt. Das Einzige, wofür ich noch lebte, waren diese Experimente. Der Gedanke an Nisong, an ihre dunklen Augen und ihre Hand in meiner, versetzte mir einen Stich. Sie war tot. Ich tastete am Boden der Kiste herum und schloss das Geheimfach wieder.

Unwillkürlich zuckte mein Blick zum anderen Ende der Höhle.

Und dann war ich in meinem eigenen Körper zurück und fragte mich, ob es sich so angefühlt haben mochte, mein Vater zu sein. Ich wunderte mich, dass er derart voller Gefühl gewesen war. Schließlich hatte er sich mir gegenüber immer nur kalt und distanziert verhalten.

Aber Nisong hatte er tatsächlich geliebt. Ich war nicht sicher, warum mich das überraschte. Vielleicht weil ich ihn nie dazu hatte bringen können, mich zu lieben, egal, wie sehr ich mich auch darum bemühte.

In dieser Erinnerung war in der Kiste ein Geheimfach aufgesprungen. Versuchsweise klopfte ich die Seitenwände mit der flachen Hand ab. Nichts lockerte sich. Als Nächstes berührte ich die Stelle, an der Vater das Holz wieder in seine ursprüngliche Position zurückgedrückt hatte.

Da war etwas. Ein kleines, leicht erhabenes Rechteck. Ich schlug noch einmal gegen die Kiste.

Diesmal gelang es. Ein Schubfach rutschte halb heraus. Ich zog es ganz auf und entdeckte einen kleinen silbernen Schlüssel darin.

Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Mein Vater hatte so viele Geheimnisse gehütet, dass er sich selbst

vollkommen in ihnen verheddert hatte. Was wäre gewesen, wenn er mich wirklich als seine Tochter großgezogen hätte? Was, wenn er seinen idiotischen Plan aufgegeben hätte, in einem anderen Körper weiterzuleben und seine tote Frau wiederzuerwecken?

Ich nahm den Schlüssel aus dem Fach. Er fühlte sich kalt an, die winzigen Zähne an seinem Bart waren spitz. Ich hatte bereits alle Türen im Palast aufgesperrt. Dieser Schlüssel gehörte also zu einem anderen Schloss.

Ich sah erneut zum Ende der Höhle hinüber. Dort hatte auch Vater hingeblickt, während er den Deckel zurückschob. Ich glaubte nicht, dass dort etwas war, aber vielleicht hatte ich bisher bloß noch nicht genau genug nachgesehen.

Ich hob meine Lampe an und bahnte mir einen Weg durch die Stalagmiten, die vom Boden aufragten, wie ein Hirsch, der sich durch Bambusrohre schlängelt.

Schließlich gelangte ich zu der Stelle an der Wand, die mein Vater betrachtet hatte. Während ich den Blick über sie gleiten ließ, schwand meine Hoffnung. Hier war nichts, nur glattes Gestein mit Kristalleinschlüssen. Ich war schon einmal hier gewesen. Was hatte ich erwartet?

Geheimnisse innerhalb von Geheimnissen.

Nein, hier *musste* etwas sein. In seiner Erinnerung hatte er hierher geblickt. Dafür hatte es einen Grund gegeben. Das fühlte ich. Ich kniete mich hin, stellte die Lampe ab und betastete den Boden.

Meine Fingerspitzen blieben an einem winzigen mit Dreck gefüllten Schlitz hängen.

Ich legte den Schlüssel beiseite, holte mein Gravierwerkzeug aus der Schärpentasche und kratzte damit den Schmutz aus dem Riss. Jemand hatte ein Stück aus dem Steinboden herausgemeißelt und durch ein anderes ausge-



tauscht. Ich hatte mich nicht getäuscht. Hier musste sich tatsächlich etwas befinden.

Das Gravierwerkzeug verbog sich, als ich die Platte damit lockerte. Ich zwängte meine schmerzenden Fingerkuppen unter den Stein und hob ihn an. Im Lampenschein sah ich Dreck von der Unterseite herabrieseln und spähte in den freigelegten Hohlraum, in dem sich eine Luke mit Schlüsselloch befand.

Was konnte mein Vater darunter aufbewahrt haben, das vier versperrte Türen erforderlich gemacht hatte? Der Schlüssel glitt ins Schloss und ließ sich mit einem leisen Klicken drehen. Die Luke schwang geräuschlos auf. Ich hielt die Lampe über das Loch und sah eine Leiter aus der Dunkelheit aufragen.

Dort unten konnte sich alles Mögliche befinden. Ich legte mich auf den Bauch und streckte den Kopf durch die Luke.

Mit nur einer Lampe vermochte ich in der Höhle – abgesehen von ein paar Regalen an einer schattigen Wand – kaum etwas auszumachen. Die Leiter war länger, als ich gedacht hatte.

Tja, nun war ich schon mal da ... Außerdem wollte ich nicht nur aus diesem Grund zu Jovis gehen und ihn bitten, mich in den Unterschlupf meines Vaters zu begleiten. Nachdem ich Shiyen besiegt hatte, würde ich es doch wohl auch schaffen, allein in ein dunkles Loch hinunterzusteigen. Ich stemmte mich vom Boden hoch und verstaute das Gravierwerkzeug in meiner Schärpe. Dann klemmte ich mir den Griff der Laterne zwischen die Zähne und stieg auf die erste Sprosse.

Hier unten war es noch kühler als in der Höhle mit dem Wasserbecken. Und es roch nach Regen, obwohl ich nirgendwo Feuchtigkeit entdecken konnte. Ich war erleichtert,

als ich mit dem Fuß endlich wieder festen Boden berührte und die Lampe aus dem Mund nehmen konnte. Meine Kiefermuskeln hatten bereits zu schmerzen begonnen.

Ich lockerte die Schultern. Vielleicht lagerten hier unten noch mehr Bücher und Notizen, weitere Mosaiksteinchen, die ich zusammenfügen konnte. Ich drehte mich im Kreis und hob die Lampe.

Die Flamme spiegelte sich in zwei monströsen Augen wider.

## Kapitel 2

Jovis

*Kaiserinsel*

Ich war der Hauptmann der Garde, aber als Schmuggler hatte ich eine bessere Figur gemacht. Es wäre klüger gewesen, es dabei zu belassen und meine neue Stellung abzulehnen. Doch nun war ich schon mal hier und fest entschlossen, so viele arme Menschen im Reich zu retten, wie ich konnte.

Hoffentlich verlor ich dabei nicht meinen Kopf.

Mephi zupfte an meiner Jacke. »Hol die Karten wieder heraus.« Nach einer kurzen Pause fügte er zögernd hinzu: »Bitte.«

Ich wandte den Kopf ein klitzekleines Stück in die Richtung, wo ich Lin um die Ecke hatte spähen sehen. Sie war verschwunden. Wirklich nicht schlecht. Von der Tochter eines Kaisers hätte ich so etwas nicht erwartet. Doch ich hatte von oben ein leises Schaben gehört und gewusst, dass sie auf den Dachziegeln herumkletterte. Jemand anders hätte vielleicht geglaubt, er hätte sich das Geräusch nur eingebildet, doch die Jahre auf der Flucht hatten meine Sinne geschärft. Ich hätte nicht davon ausgehen sollen, dass Ihre Kaiserliche Hoheit mich wirklich jederzeit wissen lassen würde, wo sie sich aufhielt.

Die Splitterlosen hatten recht: Lin hatte wirklich ein

paar Geheimnisse – und ich den Auftrag, sie aufzudecken. Also würde ich das Reich zu retten versuchen, indem ich einer jungen Frau durch die Dunkelheit folgte. Das war nicht gerade der Stoff für ein neues Volkslied über mich. »Psst«, sagte ich zu Mephi, ehe er erneut an mir zupfen konnte. »Lin ist nicht mehr in ihrer Unterkunft.«

Mephi erstarrte und spitzte die Ohren.

»Bleib hier«, sagte ich zu ihm. »Ich hefte mich an ihre Fersen.« Als ich die nächste Ecke erreichte, sah ich neben mir einen gehörnten Kopf auftauchen und hob in stummer Verzweiflung die Hände.

»Du hast gesagt, dass wir zusammenbleiben«, zischte Mephi. Zum Glück hatte er inzwischen gelernt, wie man flüstert.

Das hatte ich *tatsächlich* zu ihm gesagt. Ich hatte ihn schon einmal zurückgelassen, während ich eine Aufgabe für die Splitterlosen erfüllte. Die Sache war katastrophal für mich ausgegangen und, wie ich damals geglaubt hatte, auch für ihn. Ich wäre beinahe gestorben, und er schien sich mit einer Krankheit infiziert zu haben – die sich letztlich allerdings nur als eine Art Winterschlaf erwies. Ich hatte mir die allergrößten Sorgen gemacht und nicht gewusst, ob er überleben würde. Was, wenn so etwas noch einmal geschah? »Also gut«, sagte ich. »Aber bleib ruhig, und halte dich in meiner Nähe.«

Obwohl er in letzter Zeit ziemlich schlaksig geworden war, glitt er elegant wie eine Schlange über den Steinboden und durchquerte die Korridore noch leiser als ich. Ich erhaschte einen Blick auf Lin, die sich hinter eine Säule kauerte, um nicht von einem Diener gesehen zu werden.

Während ich im Schutz der Dunkelheit abwartete, schlang mir Mephi den Schwanz um die Beine. Als Lin sich wieder in Bewegung setzte, tat ich es auch. Ich hatte schon

früher Leute beschattet – um kompromittierendes Material zu sammeln oder geheime Gespräche zu belauschen.

Wer schmuggeln konnte, war also auch imstande zu spionieren.

»Mephi ...!«, zischte ich.

Er lief los, ehe ich seinen Namen zu Ende gesprochen hatte. Ich setzte ihm nach und versuchte, trotz meines wild pochenden Herzens so leise wie möglich aufzutreten.

Er hielt die Tür gerade noch mit einer Krallen fest, bevor sie zufiel. Ich konnte ihm seine Stimmungen am Gesicht ablesen, als wären es meine eigenen, und im Augenblick war er ohne Zweifel »selbstgefällig«. Ich nickte ihm widerwillig zu. Ja, ich wäre in Schwierigkeiten geraten, wenn ich ihn nicht mitgenommen hätte. Ja, er hatte sich richtig entschieden. Und ja, ich brauchte ihn mehr, als ich geglaubt hatte.

Mephi erwiderte mein Nicken und zog die Tür einen Spalt auf.

Ich beobachtete, wie Lin mit hochoberer Lampe zu einer Tür auf der anderen Seite des Raums ging, in die ein Wolkenwacholder geschnitzt war. Sobald sie hindurchgeschlüpft war, stieß ich die Tür weit auf, und Mephi raste ihr hinterher.

Ich hatte keine Zeit, mich umzusehen. Außerdem wurde es schlagartig dunkel, sobald die Tür hinter mir ins Schloss fiel. Tastend streckte ich die Finger aus und fand Mephi auch wirklich.

Wir ließen uns von Lins Laterne den Weg durch die Finsternis weisen.

Was war dies nur für ein Ort? Die Wände bestanden aus grob behauenen Felsgestein. Der Boden war abschüssig. Ich brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass wir uns nicht mehr länger im Palast befanden. Wir waren in den

angrenzenden Berg hinuntergestiegen. War dies eine alte Mine? Angeblich hatte es auf der Kaiserinsel früher einmal eine Geistgesteinsmine gegeben, die bereits vor Jahren ohne jede Erklärung stillgelegt worden sein sollte. Der weißen Ader nach zu urteilen, die durch die Decke verlief, war das Geistgestein nicht vollständig abgebaut worden.

Was tat Lin hier unten? Da der Kaiser einen eigenen Geistgesteinsvorrat hatte, würde sie keines schürfen müssen. Also musste sie aus einem anderen Grund hier sein. Verborg sie etwas? Hielt sie hier unten vielleicht einen Gefangenen fest? Dieser Ort fühlte sich zumindest wie ein Kerker an – dunkel, eng und beklemmend. Mephi drückte sich fest an mich, und ich fand seine Gegenwart tröstlicher, als ich geahnt hatte.

Vor uns gabelte sich der Weg, Lins Lampe leuchtete in der linken Abzweigung. Ich schlich weiter und fragte mich, wie tief unter der Erde wir uns mittlerweile befanden. Es war so leise, dass selbst mein Atem von den Wänden widerzuhallen schien. Der Tunnel endete abrupt an einer weiteren Tür. Lin zog einen Schlüssel aus ihrer Schärpentasche.

Beunruhigt stellte ich fest, dass ich aus Lin nicht recht schlau wurde. Ich war nicht so dumm, dass ich die offizielle Erklärung glaubte, Shiyen wäre nach langer Krankheit friedlich in seinem Bett gestorben. Als ich den Palast erreicht hatte, waren die Mauern nicht von Wächterkonstrukten bemannt gewesen. Selbst den Haupteingang hatte niemand bewacht. Lin war ich dann in der Eingangshalle über den Weg gelaufen. Sie hatte zerrissene, blutige Kleidung getragen und war von Thrana und Bing Tai begleitet worden.

Es hatte keine friedliche Machtübergabe gegeben.

Und doch hatte sie mich weder hinrichten lassen noch in den Kerker gesteckt, sondern zum Hauptmann der kaiser-

lichen Garde ernannt. Sie hatte erklärt, dass sie die Zehntfeiern abschaffen und nicht wie ihr Vater mit eiserner Hand regieren wolle.

Gio, dem Anführer der Splitterlosen, war es gleich, wer auf dem Thron saß. Ihn störte nämlich grundsätzlich, dass es einen Kaiser gab. Ich hatte geglaubt, dass er damit möglicherweise falsch liege. Dass ein guter Kaiser, dem das Volk und das Reich etwas bedeuteten, vielleicht gar nicht so schlecht sei.

Doch während ich Lin nun in die Finsternis folgte, malte ich mir unwillkürlich alle möglichen schrecklichen Geheimnisse aus, die sie womöglich verbarg.

Mephi eilte voraus, während sie durch die dritte – und hoffentlich letzte – Tür ging. »Danke«, flüsterte ich ihm in der Dunkelheit zu. Ich zog die Tür wieder auf und verkeilte sie mit einem Stein. Möglicherweise würde ich rasch und leise verschwinden müssen.

»Wir bleiben zusammen«, wisperte er entschlossen zurück.

»Du hast recht«, sagte ich. Ich glaubte zu spüren, wie er vor Selbstzufriedenheit vibrierte. Wie die meisten Jugendlichen genoss auch er es sehr, im Recht zu sein.

Hinter der Tür führte ein weiterer Tunnel in die Tiefe. Unten brannte Licht. Ich zog meinen Stab aus der Halterung auf meinem Rücken, holte tief Luft und machte mich an den Abstieg.

Die Kaverne, in die der Tunnel mündete, war riesig – ungefähr dreimal so groß wie die Eingangshalle des Palasts. Ein Teil des Bodens wurde von einem Wasserbecken eingenommen, in der Decke verlief eine dicke Geistgesteinsader. Lin hatte alle Lampen im Raum angezündet, das Licht drängte die gewaltigen Schatten zurück. Sie stand in der Mitte, an einer Art Arbeitsplatz. Ich sah Regale, Bücher,

Körbe, Stühle und einen Metalltisch, auf dem verschiedene Gegenstände lagen.

Ich runzelte die Stirn. Woran sollte jemand in einer geheimen Höhle unterhalb des Palasts denn arbeiten, wenn nicht an etwas Unheilvollem? Ich konnte aber nicht unbemerkt am Eingang vorbeischleichen, da es abgesehen von ein paar Stalagmiten keine echte Deckung gab. Also blieb ich, wo ich war, und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen den Arbeitsbereich. Vielleicht würde ich ja etwas Nützliches entdecken. »Mephi«, flüsterte ich. »Kannst du ...?«

Ich verstummte jedoch, als ich Lin eine Flasche vom Tisch nehmen sah. Sie trank daraus, und ihr ganzer Körper versteifte sich.

Was war das? Etwa Gift? Angespannt überlegte ich, ob ich zu ihr eilen sollte. Aber meine Aufgabe bestand darin, sie für die Splitterlosen auszuspionieren, und nicht darin, ihr zu helfen. Nun, genau genommen war dies durchaus meine Aufgabe. Aber nicht der Grund, weswegen ich hergeschickt worden war.

Doch wollte ich das wirklich? Ich hatte keine Ahnung, wer sie war, zumindest noch nicht – aber konnte ich tatsächlich untätig dabei zusehen, wie sie starb?

Ihr Arm bewegte sich, und sie stellte die Flasche wieder ab. Ich stieß den Atem aus.

Mephi schnupperte, seine Schnurrhaare zitterten. »Der Geruch kommt mir bekannt vor«, flüsterte er, als ich ihn fragend ansah.

»Du bist doch noch nie hier gewesen«, sagte ich.

Er legte die Ohren an. »Das weiß ich.«

Als ich den Blick wieder zu Lin hob, sah ich in ihren Fingern etwas funkeln. Noch so ein verdammter Schlüssel. Zwischenzeitlich hatte sie sich vor eine Kiste gekniet. Nun



stand sie wieder auf und ging zum anderen Ende der Höhle. Da mir mehrere Stalagmiten die Sicht versperrten, konnte ich nicht erkennen, was sie dort tat, aber ich hörte ein Scharren ... und dann bemerkte ich, wie sie leise stöhnend etwas ... anhob.

Als Nächstes sah ich, wie sie in die Hocke ging und gleich darauf von der Bildfläche verschwand.

Ich gab Mephi ein Zeichen, und wir gingen in die Höhle hinein. Dabei hielt ich mich dicht an der Wand gegenüber dem Wasserbecken und hoffte, dass ich vor der ungleichmäßigen Oberfläche nicht zu sehen sein würde, falls Lin zurückkehrte. Es mochte ein Risiko sein, aber bei Weitem nicht das erste, das ich in meinem Leben einging. Meistens hatte ich damit Erfolg gehabt.

Hinter den Stalagmiten entdeckte ich eine Steinplatte und daneben eine offene Falltür. Von unten drang Licht herauf. Mephi schnüffelte erneut. Ich sah, wie sich ihm die Rückenhaare aufstellten. »Das gefällt mir nicht«, raunte er. »Es riecht übel.«

Ich widerstand dem Drang, mit dem Stab auf den Höhlenboden zu klopfen. Auf meinen Handflächen bildete sich Schweiß. Wenn ich nicht nachsah, würde ich nie herausfinden, was sich dort unten abspielte.

Ein tiefes Grollen erfüllte die Höhle.

Nun stellten sich *mir* die Nackenhaare auf. Mephi schoss vor und streckte, bevor ich ihn davon abhalten konnte, den Kopf durch die Falltür. »Monster«, quiekte er und sah mich an. Er machte den Eindruck, als wollte er noch etwas hinzufügen, doch er sagte nichts mehr.

»Bleibt oben«, rief Lin mit zittriger Stimme.

Ich hatte nun die Wahl: Entweder wartete ich ab, ob Lin diese Situation überlebte, oder ... Ah, wie es aussah, hatten meine Füße bereits eine Entscheidung getroffen. Ich war

froh, dass die Leiter dort fest stand, denn als ich einen Blick in die Höhle warf, begannen meine Beine bereits zu zittern.

Lin stand zwischen mir und einem Geschöpf, das Mephi korrekterweise als Monster bezeichnet hatte. Das Konstrukt nahm den halben Raum ein, seine leuchtend goldenen Augen waren so groß wie meine Fäuste. Sein Maul stand offen und gab den Blick auf zahlreiche spitze Zähne frei. Seine muskulösen Beine endeten in tödlich aussehenden Klauen. Noch nie zuvor hatte ich ein so riesiges Konstrukt gesehen. Was machte es nur hier unten hinter vier verschlossenen Türen?

Ich erhaschte einen Blick auf Regale und irgendetwas, das an den Wänden hing, ehe mein Blick erneut unwiderstehlich von der Konfrontation unter mir angezogen wurde.

In der einen Hand hielt Lin die Lampe, in der anderen ihr Gravierwerkzeug – und wich kein Stück zurück. War sie wahnsinnig? Dieses Ding würde sie doch fressen.

Ich befand mich derweil auf halber Höhe der Leiter und hielt meinen Stab in der verschwitzten Hand. Für meinen mächtigsten Trick benötigte ich Kontakt zum Boden, und der war ... noch immer ein ganzes Stück entfernt.

»Jovis«, zischte Mephi über mir. »Beweg dich!«

Dumm, wie ich war, stieg ich die Leiter nicht wieder hinauf, sondern ließ mich so schnell wie möglich an ihr herabgleiten. Ich spürte einen Luftzug, als sich die Bestie bewegte und dicht über meinem Kopf die Kiefer zuschnappen ließ. Anscheinend kam ich ihm schmackhafter vor als Lin. Immerhin war ich auch ein ganzes Stück größer, und außerdem wirkte sie ziemlich sehnig.

Doch ich hatte keine Zeit, um mir Gedanken über unsere unterschiedlichen kulinarischen Qualitäten zu machen. Kurz entschlossen ließ ich mich den Rest der Strecke

zu Boden fallen. Der Aufprall war so hart, dass mir die Zähne aufeinanderschlugen. Doch nach wie vor hielt ich den Stab in der Hand, und meine Knochen vibrierten. Als mich das Konstrukt erneut attackierte, stampfte ich auf.

Die Höhle bebte, von der Decke rieselte Staub herab. Das Monster hielt mitten in der Bewegung inne, fiel aber nicht um. Es geriet nicht einmal ins Wanken.

Stimmt. Es hatte ja vier Beine.

Hinter dem Geschöpf stand Lin wieder auf und strich sich Staub von ihrem Gewand. Offenbar hatte sie weniger stabil gestanden. »Du wirst die Höhle noch zum Einsturz bringen, du Idiot!«, blaffte sie mich an.

Sie hatte recht. Beim Anblick des Ungeheuers hatte ich vor lauter Panik vergessen, wo ich mich befand. Ich hob den Stab und hoffte, dass ich dank meiner Kraft und Geschwindigkeit überleben würde. Ich war mir nicht sicher, wie ich eine solche Kreatur töten sollte oder ob ich dazu überhaupt imstande war.

»Du bist mir also gefolgt«, sagte Lin und wedelte mit ihrem Gravierwerkzeug. »Wie bist du überhaupt hier heruntergekommen?«

Tausend Lügen schossen mir durch den Kopf, doch in diesem Augenblick war keine Zeit für Erklärungen. Ich beäugte das Monster und wünschte mir, ich hätte eine andere Waffe mitgenommen. Irgendetwas Scharfes oder Spitzes. Wenn ich ihm eins überbriet, würde ich wahrscheinlich nur seine Wut erregen. »Können wir bitte später über meine Hinrichtung diskutieren?«

Ein weiteres Knurren erklang, das grollende Geräusch verstärkte das mulmige Gefühl in meinem Magen. Das Konstrukt griff mich erneut an. Diesmal war ich jedoch darauf vorbereitet. Ich hob den Stab und schlug dem Ungeheuer, so fest ich konnte, auf die Schnauze.

Zwar spritzte kein Blut, aber das Biest jaulte und schüttelte den Kopf. Ich stürmte vor und versuchte, mir sein Zögern zunutze zu machen.

Für ein so großes Geschöpf war es erstaunlich schnell und wich meinem zweiten Hieb mit gebleckten Zähnen aus. Aus dem Augenwinkel sah ich Lin heranpirschen.

»Lauf zur Leiter«, rief ich ihr zu. »Ich habe keine Ahnung, wie lange ich es noch aufhalten kann.« Ehrlich gesagt war ich mir gar nicht sicher, ob ich überhaupt etwas bewirken konnte. Wieso riskierte ich Kopf und Kragen für sie? Ich wusste nur, dass ich sie nicht allein gegen diese Kreatur kämpfen lassen konnte. Egal, wer sie war. Offenbar wurde ich allmählich weich. Vielleicht war ich es aber auch schon immer gewesen.

Anstatt selbst zur Leiter zu rennen, rief ich laut: »He, du! Bring zu Ende, was du angefangen hast.« Genau genommen hatte das Konstrukt mit Lin angefangen, aber ich glaubte nicht, dass es sich daran erinnern würde.

Und ich hatte recht.

Wie ein brünstiger Hirsch stürmte es auf mich zu. Ich sollte wohl dankbar sein, dass es keine Hörner hatte. Ich wich zurück, verlor auf dem unebenen Boden das Gleichgewicht und konnte mich gerade noch mit dem Stab abstützen. Aber spielte es wirklich eine Rolle, ob ich aufrecht oder auf dem Boden liegend starb? Ich hob den Stab, und die Kreatur blieb stehen. Anscheinend tat ihm seine Schnauze also tatsächlich weh. Alle Lebewesen, selbst die schrecklichsten Ungeheuer, haben Schwachstellen. Zum Beispiel die Augen. Vielleicht sollte ich auf sie zielen.

Dafür musste ich nur nahe genug an seinen riesigen Kopf herankommen.

Da hallte Mephis Stimme durch die Höhle: »Kann ich helfen?«

»Du kannst mir helfen, indem du bleibst, wo du bist, und notfalls die Falltür schließt«, rief ich zurück. Dann machte ich einen weiteren Schritt zurück und stieß gegen die Wand.

Na großartig. Ich hatte mich von ihm in eine Ecke drängen lassen. Ein unverzeihlicher Anfängerfehler für einen Schmuggler und Hauptmann der kaiserlichen Garde. Viel lieber wäre ich gegen ein Dutzend Männer auf offener Straße angetreten als gegen dieses Biest in einer geschlossenen Höhle. Ich hielt immer nach Fluchtwegen Ausschau. Aber wenn jemand anders in Gefahr geriet, wurde mein Verstand zu Brei, wie das Melonenmus auf dem Boden von Weinfässern. Ich hatte mir schon so oft vorgesagt, dass ich kein Held war.

Ich streckte den Stab zur Seite und lud das Konstrukt mit ausgebreiteten Armen ein, mich anzugreifen.

Vielleicht war ich ja doch ein Held. Und Helden waren Idioten.

Das Ungeheuer öffnete das Maul. Geifer troff auf den Boden. Dann warf es sich auf mich.

Ich hob den Stab – allerdings zu langsam. Es kam mir so vor, als würde ich mich selbst von der Seite beobachten. In diesem Augenblick nahm ich alles in vollkommener Klarheit wahr, und das machte mir schreckliche Angst.

Es gibt kaum Lieder über Helden, die einen grauenvollen Tod sterben. Stattdessen werden sie höchstens am Ende einer Schlacht für kurze Zeit schwach und vergießen eine einzelne Träne, während sie malerisch aus einer nicht allzu tiefen Wunde bluten.

Das Ungeheuer erstarrte.

Allmählich kam ich wieder zu Sinnen und spürte, wie verkrampft ich den Stab festhielt, die Zähne zusammenbiss und wie rasend schnell mein Herz schlug.

Das Konstrukt war erstarrt, und ich nicht tot. Mephi? War hier irgendeine neue Kraft am Werk, die er mir gewährt hatte?

Hinter dem Konstrukt erklang ein leises Kratzgeräusch, und vor Schreck fuhr ich fast aus der Haut. Lin ging mit ein paar Knochensplintern in der einen Hand und der hochehobenen Lampe in der anderen um die massige Gestalt herum.

»Würdest du mir bitte erklären, was du hier unten treibst?«

Der durchdringende Blick, mit dem sie mich bedachte, erinnerte mich an Shiyen. Zwar war ich ihm nie begegnet, kannte aber seine Porträts. Auf keinem davon lächelte er.

»Meine Arbeit«, entgegnete ich schlicht.

»Ich hatte dich nicht darum gebeten, mich zu beschatten«, erwiderte sie und blickte zu Mephi hinüber, der uns durch die Falltür beobachtete. »Und ihn hast du auch mitgebracht. Also muss ich jetzt dafür sorgen, dass ihr beide schweigt.«

»Ihr habt also etwas zu verbergen.«

»Natürlich habe ich das«, fuhr sie mich an. »Das hier ist nicht mein Versteck. Es hat meinem Vater gehört, und der hatte mir nie davon erzählt. Ich kenne schließlich nicht alle seine Geheimnisse. Wär es dir lieber, ich sperre hier jeden Raum auf und lasse alle Leute darin herumstöbern? Stell dir doch nur mal irgendeinen armen Diener vor, der hierherkommt und diesem ... Konstrukt zum Opfer fällt.«

Ihre Selbstgerechtigkeit machte mich wütend. Sie klang wie Gio. »Ihr wärt ihm beinahe zum Opfer gefallen. Was glaubt Ihr denn, was mit mir geschieht, wenn Ihr sterbt? Alle würden vermuten, ich wäre dafür verantwortlich – oder zumindest, dass ich meine Arbeit nicht richtig gemacht habe.«

»Nein«, sagte sie. »Du wärst ihm beinahe zum Opfer ge-

fallen. Nicht ich. Die Konstrukte sind meine Aufgabe, meine Verantwortung. Nicht deine.«

Ohne nachzudenken, erwiderte ich: »Und ich bin für Eure Sicherheit verantwortlich.«

Sie stieß die Hand in das Ungeheuer und zog sie einen Augenblick später wieder heraus. Als es sich erneut rührte, hob ich angespannt den Stab. Dies sollte also meine Hinrichtung sein? Mephi eilte leise wimmernd mit dem Kopf voran die Leiter herab.

Lin hob die Hand. »Warte, und sieh zu.«

Seltsamerweise gehorchte Mephi.

Die Haut des Ungetüms sackte herab, und es verlor sein Fell.

»Ich habe es zerstört«, sagte sie. »Ich bin die Einzige, die weiß, wie das geht.«

Obwohl das Konstrukt vor meinen Augen zerfiel, konnte ich mich nicht entspannen. Mein Gesicht brannte. Hatte sie mich etwa überhaupt nicht gebraucht? Hatte ich mich ganz umsonst vor ihr bloßgestellt? Doch dann fiel mir wieder ein, was ich durch die Falltür gesehen hatte. Ich glaubte nicht, dass sie dicht genug an das Monster herangekommen wäre, wenn ich es nicht abgelenkt hätte. »Wenn Ihr so kompetent seid, dass Ihr keinen Schutz braucht, wozu habt Ihr mich dann angeheuert?«

»Wir wissen doch beide, weshalb ich es getan habe. Du verleihst mir Glaubwürdigkeit vor meinem Volk. Aber ich kann nicht zulassen, dass du mir ständig hinterherschleichst und erfahren willst, was ich tue.«

Mephi kletterte das letzte Stück bis zum Boden herunter und wand sich um meine Beine, als könnte er mich so vor Lins Zorn beschützen.

»Bist du der Hauptmann meiner kaiserlichen Garde? Oder bist du ein Spion?«

Das Blut wich aus meinen Wangen. Sie wusste es nicht – das konnte nicht sein. Ich hatte mich durch nichts verraten. Ich zwang mich dazu, ruhig weiterzuatmen. Mit dieser Frage hatte sie mich bloß provozieren wollen. »Was wollt Ihr jetzt tun, Eminenz? Mir meinen Titel aberkennen? Mich hinrichten lassen?« Sie hatte bereits zugegeben, dass sie mich brauchte. »Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass das dem Volk, das mich so sehr mag, gefallen würde.«

Mephi tätschelte mir beruhigend das Bein.

Lin trat dichter an mich heran. Obwohl sie den Hals recken musste, kam es mir einen Augenblick lang so vor, als wären wir gleich groß. »Drohst du etwa der Herrscherin des Phönixreichs?« Es schien, als würde die Luft zwischen uns beiden vibrieren. »Was willst du, Jovis? Möchtest du selbst Kaiser werden?«

Diese Anschuldigung verblüffte mich so sehr, dass mir keine andere Antwort einfiel als: »Wieso sollte ich das wollen?« Das war das Letzte, wonach mir der Sinn stand. Ich wollte nicht einmal im Palast sein. Was für eine absurde Idee. Wäre die Situation nicht so brenzlich gewesen, hätte ich gelacht.

Sie blinzelte, und die Spannung zwischen uns verpuffte. »Wieso solltest du das *nicht* wollen?«

Aus ganz vielen Gründen. Ich öffnete den Mund, um sie alle aufzuzählen, doch Lins Blick zuckte zur Falltür, und sie schnappte nach Luft. Ich wirbelte herum.

Eine kleine Kreatur mit Fledermausohren und Möwenflügeln beobachtete uns.

Sie packte mich am Arm. »Du hast die Tür offen gelassen.«

»Ja.« Ich verstand nicht, weshalb sie dermaßen in Panik geriet.



»Dieses Konstrukt ist keins von meinen. Ich habe es auf der Kaiserinsel noch nie gesehen. Es muss ein Spion sein.« Damit klemmte sie sich den Griff der Lampe zwischen die Zähne, rannte zur Leiter und kletterte sie, immer zwei Sprossen auf einmal nehmend, hinauf. Kein Wunder, dass sie nicht gezögert hatte, das Dach zu erklimmen. Sie bewegte sich so flink wie ein Eichhörnchen.

Konstrukte fielen in ihren Verantwortungsbereich, nicht in meinen. Das hatte sie schließlich selbst gesagt. Dennoch befestigte ich den Stab auf meinem Rücken und rannte wie ein Idiot hinter ihr her. Was, wenn ihr etwas zustieße und man mich dafür zur Rechenschaft zöge? Doch darum ging es nicht. Mephi hatte recht. Ich war jemand, der anderen half. Und offenbar tat ich das sogar, wenn es unfassbar dämlich von mir war.

»Ihr habt gesagt, Ihr wärt die Einzige, die etwas von Knochensplittermagie versteht?«, schnaufte ich, während ich, gefolgt von Mephi, hinter ihr die Leiter hinaufstieg. Die Sprossen knarzten unter unserem gemeinsamen Gewicht.

»Ja«, bestätigte sie. »Aber nach dem Tod meines Vaters ist alles außer Kontrolle geraten.« Sie stemmte sich durch die Falltür hoch und streckte mir zu meiner Verwunderung die Hand hin, um mir herauszuhelfen. »Ich muss es fangen. Da sie nicht mehr an meinen Vater gebunden sind, können sie anderen gegenüber loyal sein. Ich glaube nicht, dass es aus Versehen hier ist. Hilf mir.«

Meine Zurückhaltung schmolz dahin. Hatte sie je vorgehabt, mich hinzurichten? Oder hoffte sie – ebenso wie ich – gegen jede Wahrscheinlichkeit, dass eine einzelne Person die Welt in Ordnung bringen könnte? Ich nickte ihr zur Antwort kurz zu, und sie rannte dem Konstrukt nach, das durch den Tunnelleingang nach oben verschwand.

Sie war schneller, als ich gedacht hatte. Ich vermochte nur wegen meiner längeren Beine und der Stärke, die Mephi mir verlieh, mit ihr mitzuhalten.

»Hast du noch andere Türen festgekeilt?«, fragte sie, während wir auf den Tunnel zuliefen.

»Nur die eine.«

»Dann ist es durch den geheimen Eingang in Iliths Bau eingedrungen. Hier unten können wir es nicht schnappen, dafür aber im Hof. Allerdings nur, wenn wir uns beeilen. Es hat nämlich Flügel. Sobald es sich in die Lüfte erhebt, wird es richtig schwer.«

Danach sprachen wir nicht mehr. Ich ließ sie durch die gewundenen Tunnel vorauslaufen. Die Lampe schwang in ihrer Hand hin und her und erlosch ein paarmal fast. Mephi rannte neben mir und stellte kein einziges Mal in Frage, wohin wir liefen und was wir taten. Er nervte mich, wenn wir Karten spielten, aber sobald es darauf ankam, war er für mich da.

Mit der Schulter stieß Lin die Wolkenwacholdertür auf und gleich danach auch die nächste. Der Aufprall war beide Male so hart, dass es sicher wehtat, doch sie verzog nicht einmal das Gesicht und lief einfach weiter.

Nachts fühlte sich die Eingangshalle unheilvoll an. Die Vordertür, neben der die einzigen beiden Lampen brannten, war nicht so leicht zu öffnen wie die vorherigen. Wir stemmten uns, die Hände auf das Holz gepresst, mit vereinten Kräften dagegen.

Als sie aufschwang, stürzten wir fast die dahinterliegende Treppe hinunter. Manchmal schätzte ich meine neue Stärke falsch ein und vergaß, mich rechtzeitig zurückzunehmen. Lin fing sich als Erste wieder und rannte, erst zwei, dann drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter. Sie steuerte geradewegs auf den Garten zu.

Auf dem Palastgelände war es dunkel, da der Wind alle Laternen ausgeblasen hatte. Regentropfen rannen mir über das Gesicht und blieben an meinen Wimpern hängen. Ich sprang den Großteil der Treppe hinunter und folgte ihr.

»Ein Felsbrocken«, rief sie mir mit eigenartig ruhiger Stimme zu. Ich hatte damit gerechnet, dass sie noch stärker außer Atem geraten wäre. »Der Zugang zu Iliths Bau befindet sich unter einem Felsen neben dem Kirschbaum.«

Ich glaubte nicht, im Dunkeln einen Kirschbaum erkennen zu können. Also zückte ich einfach, während ich rannte, meinen Stab und hoffte, richtig zu reagieren.

Hinter dem bogenförmigen Eingang zum Garten ragte eine hüfthohe Hecke auf. Mit einem eleganten Schlenker wich Lin ihr aus. Ich setzte darüber hinweg und hörte, wie Mephi dasselbe tat. Im Garten schien es noch dunkler zu sein als im restlichen Hof. Ich folgte dem Geräusch von Lins Schritten und geriet ein paarmal ins Stolpern. Schließlich mündete der Pfad in eine kreisrunde Lichtung, mit einem Baum und einem Felsbrocken in der Mitte.

Etwas flatterte auf und stieg in den nächtlichen Himmel auf.

»Scheiße!«, sagte Lin.

Keine Ahnung, warum es mich nach vier verschlossenen Türen, einer Höhle unter dem Palast und einem riesigen Konstrukt noch überraschte, einen Kaiser fluchen zu hören wie einen Schmuggler.

Sie stampfte auf, und der Boden erzitterte. Mephi presste die Schulter an meinen Oberschenkel. Also traf zu, was ich vermutete, seit Lin mich gefragt hatte, ob ich Hauptmann ihrer kaiserlichen Garde werden wolle. Damals hatte ich zum ersten Mal Thrana gesehen.

Sie war wie Mephi.

Lin war wie ich.

Und ich war wie ...?

Ich versuchte, nicht zu viel darüber nachzugrübeln, was diese Magie bedeutete. Doch seit ich vor dem Palast mit dem vierarmigen Konstrukt gekämpft hatte, fragte ich mich, wieso ich damals das Wasser aus der Umgebung hatte herbeirufen und meinem Willen unterwerfen können.

In den Sagen kamen viele Alanga vor, die dem Wasser gebieten konnten.

Ich räusperte mich. »Wir sollten wohl ...«

Doch noch ehe ich den Satz beenden konnte, rannte Lin bereits auf einen nahgelegenen Pavillon zu und erklimm mühelos das Abwasserrohr, als hätte sie es schon Tausende Male getan. Vielleicht war es ja auch so.

»Bei Diones Eiern!«, fluchte ich und machte mich erneut an ihre Verfolgung.

Als ich selbst das Gebäude hinaufkletterte, fiel mein Blick auf Mephis verloren wirkenden Gesichtsausdruck. »Warte hier auf mich, ich bin bald wieder da!«, versprach ich. Innerhalb der Palastmauern würde er sicher sein.

Als ich auf dem Dachfirst des Pavillons ankam, befand sich Lin bereits auf dem nächsten Gebäude. Ich sprang ebenfalls hinüber. Vor meiner Verbindung mit Mephi hätte ich einen so weiten Satz niemals geschafft. Wie lange machte sie das schon? Sie schien regelrecht über die Dächer zu fliegen. Das Konstrukt zeichnete sich als dunkler flatternder Umriss vor dem Himmel ab.

Der Regen lief mir in Rinnsalen über die Stirn.

»Schießt es ab!«, rief ich den Wächtern auf dem Wehrgang zu. Zwei von ihnen hörten mich und sahen sich erstaunt um, von wem die Anweisung gekommen sein mochte. »Am Himmel«, stellte ich klar. Nur einer der beiden war geistesgegenwärtig genug, den Bogen anzuheben.

Doch zu langsam. Das Konstrukt würde außer Reichweite sein, bevor er einen Pfeil eingelegt hatte, und ich war nicht einmal sicher, dass er das Geschöpf sah.

Lin und ich kamen auf der Mauer an. Die Wächter beäugten uns verwirrt.

Grimmig blickte Lin auf die Gebäude der Stadt hinaus. Ich ahnte, was sie vorhatte. »Eminenz, das ist zu weit. Das Konstrukt ist fort. Es ...«

Sie rannte los, sprang erst auf die Zinnen und stieß sich dann mit aller Kraft in Richtung Dächer ab. Sie schaffte es gerade so. Ihre Finger schabten über die Dachziegel, ihre Füße baumelten über die Kante. Doch sie zog sich mit einer einzigen fließenden Bewegung hoch und rannte weiter.

Ich kannte meine Grenzen. Na ja, meistens zumindest. Ich bedachte die Wächter mit einem entschuldigenden Achselzucken und kletterte außen an der Mauer hinunter.

Seit meiner Ankunft waren die Palastmauern repariert worden, sodass sie nun viel besser aussahen, aber auch wesentlich weniger Halt boten. Auf halbem Weg nach unten gab ich auf und ließ mich einfach fallen. Der Aufprall stauchte meine Knie so heftig zusammen, dass ich gequält das Gesicht verzog, doch ich wusste aus Erfahrung, dass alle Verletzungen rasch verheilen würden.

Nachts waren die Straßen der Kaiserstadt leer. Die Läden hatten geschlossen, und die Menschen schliefen. Während meiner Zeit an der Navigationsakademie war ich ein paar mal in der Stadt gewesen. Sie war nur einen Tag mit dem Schiff oder dem Ochsenkarren von der Akademie entfernt und ein beliebtes Ziel für Studenten, die sich mal entspannen wollten. Seither hatten sich die Straßen zwar verändert, aber ich fand mich noch immer gut zurecht und musste ohnehin nur Lins Schritten auf den Dachziegeln

folgen, die leise klickend – über den prasselnden Regen hinweg – zu hören waren. Trotz der schlüpfrigen Pflastersteine riskierte ich einen Blick nach oben und machte den Schatten des Konstrukts vor dem Nachthimmel aus.

Wir konnten es noch immer erwischen.

Lin war gerade erst gekrönt worden. Ich fragte mich, wer so schnell ein Spionagekonstrukt umgedreht und zur Kaiserinsel geschickt haben mochte. Nach Shiyens Tod gab es sehr viele herrenlose Konstrukte, die nun an andere Meister gebunden werden konnten, eine veritable, über das ganze Reich verstreute Armee, die nur darauf wartete, in die falschen Hände zu geraten.

Mich fröstelte bei dem Gedanken.

Von oben ertönte ein Stöhnen. Lin hatte sich auf das Konstrukt gestürzt, es aber verfehlt. Stattdessen war sie hart auf das Dach geknallt und wäre fast über den Rand gefallen.

»Ihr müsst dichter heran!«, rief ich zu ihr hinauf. »Oder versucht ... es mit etwas zu bewerfen.«

»Mit was denn?«, rief sie zurück.

Ich verbiss mir die Antwort, dass sie darüber vielleicht lieber hätte nachdenken sollen, bevor sie sich an die Verfolgung des Konstrukts gemacht hatte. Ich war ohnehin außer Atem. Während ich die Hauptstraße entlanghastete, passierte ich viele Orte aus meiner Vergangenheit. Eine Schenke, in der ich einmal allein mit einem Glas Wein in der Ecke gesessen hatte. Ein Geschäft mit wunderschön gestalteten Seekarten, die mir zwar sehr gefallen hatten, für mich aber unerschwinglich gewesen waren. Die Straßenecke, an der ein paar Mitschüler mich, den Halb-Poyer, abgefangen und mir vorgeworfen hatten, ich hätte ihnen nachgestellt. Erst nach langem Hin und Her war es mir gelungen, sie zu beschwichtigen.

Ich hatte nie geglaubt, dass ich noch einmal auf die Kaiserinsel zurückkehren und hier leben würde.

Vor mir lag eine leere Austernschale in der Gosse. Ich klaubte sie im Laufen auf und prüfte ihr Gewicht. Wir näherten uns den Docks. Ich roch den Ozean, spürte den frischen Wind im Gesicht und hörte die Wellen ans Ufer schwappen. Meine Beine hoben und senkten sich schneller, als ich es für möglich gehalten hätte. Doch das fliegende Konstrukt war noch schneller.

Erneut ertönte über mir ein Stöhnen. Lin hatte sich ein weiteres Mal auf das Konstrukt geworfen. Nun wand es sich, während sie es am Schwanz festhielt. Schließlich riss es sich los, und Lin fiel mit Federn in der Hand aufs Dach.

Vor mir tauchten die Docks auf, dahinter der Ozean. Ich hatte nur eine einzige Chance.

Ich blieb stehen, konzentrierte mich auf das Konstrukt und warf die Austernschale nach ihm. Ich hätte weiterrennen und nach einem anderen Geschoss suchen sollen, doch nun blieb mir nichts anderes übrig, als der Schale mit angehaltenem Atem hinterherzublicken.

Sie ging weit daneben, und das Konstrukt flog über die Docks hinweg auf den Ozean zu. Es war uns entwischt.

# Kapitel 3

Lin

*Kaiserinsel*

Ich knallte mit der Schulter voran und den Federn noch immer zwischen meinen Fingern auf das Dach. Der Aufprall raubte mir den Atem. Ich rollte über die Dachziegel hinunter und streckte schnell den Arm aus, um mich an irgendetwas festzuhalten. Im allerletzten Moment schaffte ich es, mich an der Regenrinne festzuklammern.

Atemlos sah ich dabei zu, wie Jovis eine Austernschale nach dem Konstrukt warf und es weit verfehlte. Was für ein Held! Der Mann, den die Leute in ihrem Lied besangen, hätte sein Ziel getroffen. Und er hätte sich in eine heroische Pose geworfen, mit gestrafften Schultern und vom Wind zerzausten Haaren.

Jovis dagegen stützte sich auf den Knien ab und keuchte wie ein alter Mann.

Das Spionagekonstrukt war verschwunden. Es flog zu seinem Meister – wer auch immer das sein mochte –, um ihm Bericht zu erstatten. Ich merkte, wie sich mein Magen verkrampfte. Ich war nicht sicher, was dieses Geschöpf in der Höhle gesehen hatte. Hatte es die Notizen überflogen, während ich mit dem verborgenen Konstrukt meines Vaters gekämpft hatte? Hatte es Shiyens Kopie bemerkt? Beides würde mich als das entlarven, was ich war.



Hatte Jovis etwas davon gesehen?

Ich sagte zwar, dass wir zusammenarbeiten müssten und ich seine Hilfe benötigte, doch in Wahrheit hatte ich entsetzliche Angst. Auf Außenstehende mochte meine Herrschaft alles andere als stabil wirken, doch in Wahrheit war sie noch um einiges gefährdeter, als es den Anschein hatte.

Ich kletterte seitlich an dem Gebäude hinab. Einer seiner Bewohner war von meinen Schritten aufgewacht und zündete nun eine Lampe an. Ehe uns jemand sah, mussten wir zum Palast zurückkehren. Den Wächtern auf der Mauer stellten sich vielleicht auch Fragen, die ich ihnen nicht ohne Weiteres beantworten konnte. Ich hatte meine Stärke ganz instinktiv genutzt.

Ohne darüber nachzudenken, wie das für andere aussehen musste.

Ich war der Kaiser und hüpfte von einem Dach zum anderen, als wäre ich Jovis, der kam, um eine Gruppe Kinder vor einer Zehntfeier zu retten. Ich musste mehr auf Diskretion achten.

Meine Wunden aus dem Kampf mit meinem Vater waren recht schnell verheilt. Damals hatte ich mir nicht viel dabei gedacht, doch allmählich ergab alles einen Sinn, so, wie ich es mir auch von den Notizen meines Vaters gewünscht hätte.

Ich ging zu Jovis und berührte ihn an der Schulter. Dabei behielt ich die Lichtstreifen in den Fensterläden des Gebäudes im Blick – und hoffte, dass sie nicht gerade jetzt aufgehen würden. »Wir kehren durch die Gassen zurück. Komm schnell.«

Er richtete sich auf und strich sich gedankenverloren über die Schulter, als hätte meine Hand dort einen Abdruck auf seinem Hemd hinterlassen. Inzwischen atmete

er wieder ganz vertraut. »Ich hätte es fast erwischt«, versicherte er.

Neben uns rüttelte jemand an einem Fensterladen. Ich lief los und bedeutete Jovis, mir zu folgen. Wir bogen in eine Gasse voll glitschiger Abfallhaufen, und in der Dunkelheit trat ich in mehrere von ihnen.

»Schleicht Ihr oft durch die Stadt und latscht in Müll rum?«, erklang Jovis' Stimme erschreckend nah an meinem Ohr. »Ihr seid der Kaiser. Ihr hättet den Palast nicht verlassen dürfen.«

»Und du hättest mir nicht folgen dürfen«, zischte ich zurück. »Auf gar keinen Fall.« Noch viel wichtiger als die Frage, was das Spionagekonstrukt mitbekommen hatte, war, was *er* gesehen haben mochte. Schließlich hatte er mich in eine schwierige Lage gebracht. Ja, er hatte mir geholfen, das Spionagekonstrukt zu jagen. Und ja, er hatte unbedacht versucht, mir das Leben zu retten, obwohl er sich dadurch selbst in Gefahr gebracht hatte. Aber er stand kurz davor, ein paar Geheimnisse aufzudecken, die nicht einmal ich ganz verstand.

Jovis verfiel in Schweigen. Ich wartete darauf, dass er erneut mit mir zu diskutieren begann und seine Handlungen mit seinem Pflichtbewusstsein zu rechtfertigen versuchte. Das war natürlich bloß ein Vorwand. Oder war er wirklich so erpicht darauf, mich zu beschützen? Er war ein Schmuggler, der es gewohnt schien, Regeln zu brechen, um das zu bekommen, was er wollte. Gleichgültig, wie viele Kinder er rettete, es war nicht davon auszugehen, dass er plötzlich ehrbar wurde. Die Frage lautete nur: Was wollte er? Befriedigte er lediglich seine Neugier, oder hatte er ein anderes Motiv?

Anstatt mir zu widersprechen, seufzte er. »Vielen Dank übrigens. Ihr habt mir da unten in der Höhle das Leben gerettet.«

Von einem Moment auf den anderen verflog mein Zorn, obwohl ich ihn gern noch länger festgehalten hätte. Ich hatte jedes Recht, wütend zu sein. Doch ich war zu erschöpft von dem Kampf und der anschließenden Verfolgungsjagd. Es gab so viele Dinge, die mir Sorgen bereiteten. »Mein Vater hätte es nicht getan.«

»Ich weiß.« Ich konnte ihn in der Dunkelheit kaum ausmachen, aber ich spürte, wie sein Ärmel meinen streifte, während er neben mir herging. »Ich habe mich in der Höhle nicht umgesehen, falls Ihr Euch darüber den Kopf zerbrecht. Ihr könnt mir vertrauen.«

Am liebsten hätte ich laut losgelacht. Ich konnte niemandem vertrauen. »Das kann ich natürlich nicht. Ich kenne dich ja nicht einmal. Und wann hattest du mir eigentlich sagen wollen, dass du deine Kräfte von Mephi hast?«

Er wurde langsamer. »Hat *er* Euch das erzählt?«

»Darauf bin ich ganz allein gekommen. Das war auch nicht sonderlich schwer.« Trotz meiner Erschöpfung spürte ich eine Vibration in den Knochen, die nur darauf wartete, heraufbeschworen zu werden. Sie hatte mir Kraft und große Geschwindigkeit verliehen, als ich beides dringend gebraucht hatte. Mephi und Thrana gehörten der gleichen Art an. Sie waren das Einzige, was Jovis und ich gemeinsam hatten. Und bevor ich mit Thrana verbunden gewesen war, hatte ich diese Macht nicht besessen. »Was sind sie für Geschöpfe? Und was sind wir?«

»Das wollte ich Euch noch erzählen.«

Das stimmte nicht. Ich sah, wie er zum Himmel aufblickte. Das sagte mir alles, was ich wissen musste. Vater hatte zu mir gesagt: »Wenn du merkst, dass jemand lügt, solltest du ihm nicht widersprechen. Sonst verschließt sich derjenige ganz.« Es gefiel mir nicht, dass dieser Ratschlag noch immer zutraf, doch Vater war nun einmal grausam,

aber nicht dumm gewesen. Ich räusperte mich. »Dann haben wir also beide Geheimnisse. Keine Sorge, ich werde deine nicht verraten. Davon habe ich nichts. Und wenn ich mich nicht täusche, ist es für dich auch besser, wenn du meine für dich behältst.«

Ich führte ihn um eine Ecke und strich mir die nassen Haare aus dem Gesicht. Wenn wir zurückkämen, würden wir vollkommen durchweicht sein und – nicht zu vergessen – nach Abfall stinken. Ein Teil von mir sehnte sich nach der Zeit, als noch Konstrukte die Wehrgänge besetzt hatten und ich jederzeit hatte kommen und gehen können, ohne mir Sorgen darüber machen zu müssen, was genau man sich über mich erzählte.

»Was meint Ihr?«, fragte er misstrauisch.

»Die Leute sollen doch nicht erfahren, dass dir Mephi deine Kräfte verleiht, oder? Sobald das rauskommt, ist er in Gefahr.«

Er hielt mich am Arm fest. Angst schnürte mir die Kehle zu. Wir waren allein unterwegs. Er würde mich töten und sich dann davonmachen können, ohne Konsequenzen fürchten zu müssen. Dank Thranas Hilfe war ich zwar genauso stark wie Jovis, aber er war zu Dingen in der Lage, die ich nicht beherrschte – noch nicht. Bisher war alles, was ich getan hatte, unabsichtlich geschehen.

Doch Jovis' Griff war sanft. »Da ist ein Abfallhaufen. Ihr wärt fast mitten hineingetreten.« Er ließ mich los, als würde ihm plötzlich bewusst, wessen Arm er da festhielt. »Entschuldigt bitte, Eminenz.«

Ich strich mir die Tunika glatt und ging mit pochendem Herzen weiter. »Man kann wirklich nicht behaupten, dass du deine Pflichten vernachlässigst.«

»Dann habt Ihr mich also angestellt, damit ich Euch vor Unrat bewahre«, gab er amüsiert zurück.

»Alle reden nur von Attentätern und unzufriedenen Gouverneuren, aber niemand spricht über die Gefahr, die von Müllhaufen ausgeht.« Die Erleichterung stieg mir zu Kopf. Er versuchte nicht, mich zu töten, und ich glaubte auch nicht, dass er viel gesehen hatte, bevor er die Leiter zu mir heruntergestiegen war. Er hätte mich sicher anders behandelt, wenn er Shiyen im Becken hätte liegen sehen. Falls er mit dem Anblick überhaupt etwas hätte anfangen können.

So oder so vertraute ich ihm jedoch noch immer nicht.

»Und wann wolltest du mir von Mephi und Thrana erzählen?«

Der Mond lugte hinter einer Wolke hervor und beleuchtete Jovis' Profil, während er sich mit einer Hand durch die Haare strich. »Wahrscheinlich hätte ich es gar nicht getan«, gab er zu. »Es fällt mir nicht leicht, darüber zu sprechen, und zwar ... einfach weil es sich zu verrückt anhört.« Er blieb stehen und deutete in eine Seitenstraße. »Da entlang ist es kürzer. Ich glaube nicht, dass uns irgendjemand beobachtet.«

Manchmal vergaß ich, dass er zwar von Anau stammte, aber in der Navigationsakademie studiert hatte und sich auf der Kaiserinsel auskannte. Fast alles, was ich über Jovis wusste, stammte aus den Liedern.

Ich folgte seinem Vorschlag. Die Strecke war tatsächlich etwas kürzer und würde nicht ganz so voller Müll sein. Vor manchen Läden brannten noch immer Lampen. Die Geschäftsinhaber hatten offenbar vergessen, sie zu löschen. Sie tauchten die Gebäude in ein fahles Licht, das kaum heller als der Mondschein war.

Als wir an einer kleinen Konditorei vorbeikamen, ergriff Jovis erneut das Wort: »Ich weiß auch nicht, wer *Ihr* seid. Und Ihr habt mich angeheuert, um Euren Herrschaftsan-

spruch vor dem Volk zu legitimieren. Was bedeutet, dass ich Euch offensichtlich billige, wenn ich für Euch arbeite. Das ist ziemlich viel Verantwortung für einen Schmuggler. Woher weiß ich denn, dass Ihr nicht genauso seid wie er?»

Ich wusste, wen er meinte: meinen Vater. »Ich habe die Zehntfeiern abgeschafft. Reicht das nicht?« Natürlich tat es das nicht. Erst hatte ich mich meinem Vater beweisen wollen und nun allen anderen. Dass ich noch immer nicht ausreichte, kränkte mich. Ich dachte an den Papierkranich, der auf dem Schreibtisch in meinem Arbeitszimmer stand. Numeens Tochter, Thrana, hatte ihn gefertigt – ein Mädchen, das auf Befehl meines Vaters gestorben war. Und ich war in der Obhut dieses Mannes aufgewachsen. Kein Wunder, dass Jovis an mir zweifelte. Ich seufzte. »Mein Vater machte sich nichts aus dem Volk. Ich dagegen schon.« Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sich sein Gesicht aufhellte, und fuhr fort: »Außerhalb des Palasts hatte ich einen Freund. Einen Schmied. Mein Vater hat ihn und seine gesamte Familie ermordet. Vater und ich sind nicht gut miteinander ausgekommen.« Ich band Jovis nicht auf die Nase, dass ich mich trotzdem nach der Liebe und Anerkennung meines Vaters gesehnt hatte. Unsere Beziehung war ... kompliziert gewesen.

»Ihr habt ihn getötet«, bemerkte er fast beiläufig.

Er wusste, dass es so war. Schließlich hatte er mich nach meinem Kampf mit Vater gesehen. Dennoch antwortete ich ihm: »Das stimmt. Er hatte einen Ziehsohn. Wir waren miteinander befreundet. Mein Vater hat ihn umgebracht und gedroht, mich ebenfalls zu ermorden.« Das war die Wahrheit, wenn auch nicht die ganze. Offiziell war Bayan zu der abgeschiedenen Insel zurückgekehrt, von der er gekommen war. Offiziell war er noch immer am Leben. Ich wünschte, es hätte gestimmt.

Jovis streckte die Hand aus, wie um mich zu trösten, doch dann erinnerte er sich wieder daran, wer ich war, und zog sie zurück. »Euer Vater war kein guter Mann.«

Ich zögerte. Wie viel durfte ich ihm noch erzählen? Ein Teil von mir wünschte sich, er wäre tatsächlich so kühn, mich zu berühren. Das letzte Mal, als mich jemand nicht nur aus Dienstbeflissenheit berührt hatte, war gewesen, als Bayan vor unserem Kampf mit Vater meine Hand ergriffen hatte. »Er war das einzige Elternteil, das ich überhaupt gekannt habe«, platzte ich heraus. »Ich habe meinen Vater geliebt, er mich aber nicht. Letzten Endes war mir mein Leben wichtiger als seine Liebe.« Der alte Schmerz stieg wieder in mir hoch, eine Wunde, die nie ganz verheilt war. Ich fragte mich, ob ich wohl für immer mit ihr würde leben müssen.

»Das tut mir leid«, sagte er und sah aus, als meinte er es auch so. Aus irgendeinem Grund verschlimmerte dies meinen Schmerz noch.

In den vielen Briefen, die ich nach Vaters Tod erhalten hatte, waren nur wenige Trauerbekundungen enthalten gewesen. Die meisten Absender hatten erfahren wollen, was ich mit den Zehntfeiern und ihren Inseln vorhatte. Für diese Leute war ich keine Person. Verlegen zwinkerte ich gegen meine Tränen an. Warum sehnte ich mich so verzweifelt nach Freundlichkeit? War ich denn wirklich so erbärmlich?

Ich wusste nicht, ob Jovis aus dem Augenwinkel meine Tränen bemerkte. Auf jeden Fall wartete er geduldig ab, bis ich mich wieder fasste. »Ihr habt gesagt, dass Ihr mich nicht kennt«, fuhr er schließlich fort, als wir wieder weitergingen. »Und ich muss zugeben, dass dieses Lied nicht viel über mich aussagt. Gibt es irgendetwas, das Ihr über mich wissen wollt?«

Ich betrachtete ihn von der Seite – seine schlaksigen Arme und Beine, die lange Nase und die Locken, die ihm über die Ohren fielen. Er war fast einen ganzen Kopf größer als ich, doch obwohl ich wusste, wie stark er war, fürchtete ich mich nicht vor ihm. Es gab so vieles, was ich über ihn wissen wollte. War er ein Spion? Hatte er vor, mich zu töten und die Krone an sich zu reißen? Was hatte er in der Höhle gesehen? Nein, diese Fragen würden die Kluft zwischen uns nur vergrößern, und ich musste das Vertrauen des Volks gewinnen. Ich musste Jovis' Vertrauen gewinnen. Also stellte ich ihm eine einfache Frage: »Wieso bist du nicht Navigator geworden, sondern Schmuggler?«

Er zuckte die Achseln. »Ich habe keine Arbeit gefunden. Niemand wollte einen Navigator einstellen, der ein Halb-Poyer war und keine Empfehlung von der Akademie vorweisen konnte. Also bin ich nach Hause zurückgekehrt. Dort bot man mir eine Chance an, und die habe ich ergriffen.«

»Du wolltest also gar nicht Schmuggler werden?«

Er tippte sich mit dem Finger ans Kinn. »Ist das Eure nächste Frage?« Ich hörte, dass er lächelte.

Ich lächelte ebenfalls. »Ja. Und das war deine. Jetzt beantworte meine.«

»Nein, ich wollte es nicht«, erwiderte er reumütig. »Würdet Ihr je meine Mutter kennenlernen, wüsstet Ihr auch, wieso. Ihr ist alles Unmoralische zuwider. Sie hasst es sogar, wenn mein Vater Karten spielt. Aber ich glaubte, keine andere Chance zu haben.« Sein Lächeln verblasste. »Später habe ich mich mit den Ioph Carn überworfen. Ich bin mal verheiratet gewesen. Meine Frau ist vor sieben Jahren verschwunden. Ich brauchte ein eigenes Schiff, um nach ihr zu suchen, und das konnte ich mir nicht leisten. Also habe ich mir das genommen, das mir die Ioph Carn geliehen



hatten. Meine Suche führte mich schließlich zum Palast, zu dem Konstrukt Eures Vaters, gegen das ich auf der Treppe gekämpft hatte. Er hat sie für eines seiner Experimente entführt und getötet. Wahrscheinlich hatte ich das schon die ganze Zeit gewusst. Doch ein Teil von mir musste Gewissheit haben.«

»Das tut mir leid«, sagte ich. Doch meine Beileidsbekundung fühlte sich unzulänglich an. Seltsamerweise fühlte ich mich für das Schicksal seiner Frau verantwortlich.

Er richtete sich auf. »Werdet Ihr je wieder Knochensplittermagie wirken?« Sein Blick glitt von meinen Augen über die Wangen zu meinen Lippen.

Ich spannte mich an. Nun rächte sich, dass ich so offenerzig mit ihm gesprochen hatte. Auf diese Frage gab es nur eine richtige Antwort, doch gegen die sträubte ich mich. Wie sollte ich ihm ein solches Versprechen geben, ohne zu wissen, was die Zukunft bringen würde? Mein Vater hatte diese Magie zu üblen Zwecken eingesetzt. Doch das bedeutete nicht, dass ich es auch tun musste. »Die Knochensplittermagie hat dir das Leben gerettet«, erklärte ich. »Oder hättest du lieber mit deinem Stab gegen das Konstrukt meines Vaters gekämpft?«

Ich sah, wie er schluckte. »Das stimmt. Aber es ist keine Antwort.«

Ich schuldete ihm nichts. Ich war sein Kaiser. Allerdings war ich nicht mein Vater, der sich niemals gerechtfertigt hatte. »Ich weiß nicht, was passieren wird oder welche Probleme mein Vater mir noch hinterlassen hat. Ich würde gern sagen, dass ich es nicht tun werde, aber das kann ich nicht.«

Ich sah, wie sich seine Kiefermuskeln anspannten, doch nach einer Weile nickte er. Eine Lampe in der Nähe beleuchtete den Nieselregen um seinen Kopf. Es sah aus, als

wäre er von einem goldenen Schein umgeben. »In Ordnung. Aber ich weiß nicht, ob sich auch alle anderen damit zufriedengeben werden. Die Leute haben viel durchgemacht – Kinder, die bei den Zehntfeiern starben, und geliebte Menschen, die der Splitterkrankheit erlagen. Sie wollen, dass das alles aufhört.«

»Ich werde mein Bestes tun. Mehr kann ich nicht versprechen.«

Jovis blieb mitten auf der Straße stehen und sah zum Himmel hinauf.

»Was ist?« Ich folgte seinem Blick. »Ist das Konstrukt zurückgekommen?«

»Nein«, antwortete er. »Es gibt etwas, das ich Euch sagen sollte, weil es auch Euch betrifft.«

Ich hatte seine Prüfung bestanden, worum auch immer es dabei gegangen sein mochte. Ich wartete.

»Als ich auf der Palasttreppe gegen das vierarmige Monster gekämpft habe, ist etwas passiert. Etwas Neues. Besser gesagt, etwas ist geschehen, das für mich neu war.« Er schnitt eine Grimasse.

»Und was war das ...?«

»Mit diesem Vibrieren, das Ihr in Euren Knochen spürt, lässt sich nicht nur die Erde zum Beben bringen.«

Die Nacht war warm, doch meine Schuhe waren nass und rochen nach Abfall. Nasse Haarsträhnen klebten mir im Genick, Regen rann von meinem Schlüsselbein. Ich wollte mir bloß noch etwas Trockenes anziehen, mich ins Bett legen und, an Thrana gekuschelt, einschlafen. »Wirst du es mir noch sagen, oder möchtest du die ganze Nacht im Regen stehen bleiben?«

Er warf die Hände in die Höhe. »Ich möchte nur vollkommen ehrlich zu Euch sein. Seht.« Sein Gesicht nahm einen konzentrierten Ausdruck an.

Ich wartete. »Was soll ich sehen?« Und dann wusste ich, was er meinte. Die Regentropfen um uns herum hielten mitten in der Luft inne. Gleich darauf bewegten sie sich wieder. Doch diesmal fielen sie nicht auf die Straße, sondern begannen, zu wirbeln und sich miteinander zu vereinen.

Jovis hob eine Hand und ließ eine Kugel aus Wasser über seinen Fingerspitzen entstehen. »Erinnert Euch das an etwas?«, fragte er finster, den Blick fest auf die Kugel gerichtet.

Ich dachte an ein Gemälde, auf dem zu sehen war, wie Arrimus ihre Insel gegen Mephisolou verteidigte. Und an Dione, der mit einer einzigen Handbewegung ganze Städte überfluten konnte.

Dann ließ Jovis das Wasser auf die Straße fallen. Ein paar Tropfen spritzten auf meine Fußknöchel. Ich konnte sie kaum spüren, während ich ihm in die Augen sah. »Alanga«, flüsterte ich.

# Kapitel 4

Lin

*Kaiserinsel*

Als wir vergangene Nacht in den Palast zurückkehrten, waren die Augen auf dem Wandgemälde offen. Sie starrten uns an, als würden sie uns erkennen. Dieser Anblick verursachte mir erneut eine Gänsehaut. War Jovis denn ein Alanga? Und wenn ja, galt das dann auch für mich?

Ich konnte es nicht begreifen. Wenn zutraf, was Vater gesagt hatte, waren die Alanga ein ganz anderes Volk als wir. Ihre Magie erhob sie über die Normalsterblichen. Sie hatten die Inseln vor Hunderten von Jahren beherrscht, und dies hatte nicht immer auf einem glücklichen Arrangement beruht. Die Alanga hatten ihre Konflikte nicht nur untereinander ausgetragen. Im Laufe ihrer Auseinandersetzungen waren ganze Städte im Meer versunken. Laut den alten Geschichten hatten die Vorfahren des Kaisers sie von unseren Küsten vertrieben. Vater hatte vor ihrer Rückkehr gewarnt. Er hatte behauptet, er allein könne sie aufhalten. Ich hatte immer geglaubt, die Alanga kämen von irgendeinem fernen Ort und sähen nur so aus wie wir. Niemals war mir in den Sinn gekommen, sie könnten tatsächlich aus meinem Volk stammen. Wenn Jovis und ich Alanga waren, was waren dann Mephi und Thrana? Auf keinem der alten Gemälde waren Kreaturen wie sie abgebildet.

Wenn die Alanga – ebenso wie wir – ihre magischen Kräfte von tierischen Begleitern bezogen, weshalb waren diese Geschöpfe dann auf den Bildern nie neben ihnen dargestellt worden?

Am liebsten wäre ich in die verborgene Höhle unter dem Palast hinabgestiegen und hätte die Bücher dort nach Hinweisen abgesucht. Doch ich musste mich auch noch um andere Dinge kümmern und hatte viel zu wenig Zeit.

Das Phönix-Medaillon lag funkelnd vor meinen Fingerspitzen. Ich musste mich sehr beherrschen, um es nicht in die Hand zu nehmen und damit auf den Tisch zu klopfen, wie mein Vater es immer getan hatte. Der Mann, der mir gegenüber saß, bemühte sich dagegen, es nicht anzustarren. Er war von meinen Wächtern gründlich unter die Lupe genommen worden. Ich hatte mich ebenfalls über ihn erkundigt. Er war der vierte Sohn eines eher unwichtigen Gouverneurs, umfassend gebildet und nach eigenen Angaben auch äußerst belesen. Diener und Arbeiter einzustellen war nicht schwer gewesen, einen guten Verwalter zu finden dagegen schon.

Ich hatte das Phönix-Medaillon in einer von Shiyens Schubladen gefunden. Es war so tief hineingeschoben gewesen, dass ich es aus der Holzrückwand hatte herausziehen müssen. Mein Vater hatte viel zu lange nicht mehr die anderen Inseln besucht und sich ihrer Unterstützung versichert. Diesen Fehler durfte ich nicht wiederholen. Und das Spionagekonstrukt hatte mir gezeigt, dass mit den Konstrukten Dinge vor sich gingen, um die ich mich persönlich kümmern musste. Das konnte ich nicht von der Kaiserinsel aus erledigen. Stattdessen musste ich mir selbst ein Bild von der Lage machen.

»Wenn du die Unterstützung einer einzigen Insel bekommen könntest, welche würdest du aussuchen?«

Der Mann war ein bisschen älter als ich und hatte weit auseinanderstehende Augen, die mich an einen Jaguar erinnerten. »Riya«, antwortete er, ohne zu zögern. »Seit es den Hirschkopf nicht mehr gibt, befinden sich dort die ertragreichsten Minen. Wir brauchen das Geistgestein, um einen effizienten Handel zu ermöglichen. Wer diesen Rohstoff kontrolliert, sagt dem Volk, wo's langgeht.«

Zwischen uns dampfte der Teekessel. Die Stille im Raum wurde nur von den Regentropfen unterbrochen, die über uns aufs Dach prasselten. Nun merkte ich, dass seine Augen eher wie die eines Wiesels aussahen. Selbstbewusst hielt er meinem Blick stand. Als Bing Tai knurrte, blinzelte er jedoch und wurde blass.

»Ruhig, Bing Tai«, sagte ich. Das Ungetüm legte sich wieder hin, und ich wandte meine Aufmerksamkeit erneut dem Mann zu, der sichtlich um Fassung rang. »Vielen Dank, dass du gekommen bist, Sai. Sobald wir uns entschieden haben, werden wir alle Bewerber benachrichtigen. Schließ die Tür hinter dir.«

Er sah kurz das Medaillon an, ehe er sich erhob. Dann verbeugte er sich und verließ den Raum.

Hinter mir seufzte Jovis. »Und was gab es an dem auszusetzen, Eminenz?«

Ohne dass ich etwas dagegen tun konnte, nahm ich das Medaillon und klopfte damit auf den Tisch. »Zu ehrgeizig. Ich brauche jemanden, der in meiner Abwesenheit den Palast leitet, nicht aber jemanden, der an meiner Stelle das Reich regiert. Dieser dort« – ich deutete mit einem Flügel des Medaillons auf die Tür – »würde mir dieses hübsche Ding hier bei der erstbesten Gelegenheit in den Rücken rammen.«

»Jemand, der kein Rückgrat hat, kann von jedem Gouverneur, der zu Besuch kommt, eingeschüchtert werden.«

Ich drehte mich zu ihm um. »Du findest also, ich sollte stattdessen jemanden nehmen, der *andere* einschüchtert?«

Er presste die Lippen aufeinander und blickte zum Fenster, hinter dem es rasch dunkler wurde. Das schwindende Licht tauchte den Raum in blasse Farben. »Ich sage nur, dass es ein langer Tag war.«

Da konnte ich ihm nicht widersprechen. Keiner von uns beiden hatte in der vorherigen Nacht viel geschlafen. Auch nachdem ich mich abgetrocknet und einen heißen Tee getrunken hatte, war es mir schwergewallen, zur Ruhe zu kommen. »Glaubst *du*, dass wir Alanga sind?«

Er sah zum Fenster und zur Tür, um sich zu vergewissern, dass wir keine neugierigen Zuhörer hatten. Vermutlich dachte er an das Spionagekonstrukt, das wir verfolgt hatten. »Ich weiß es ehrlich gesagt nicht. Aber ich frage mich, ob es noch andere gibt ... wie uns beide.«

»Dann müssen wir nach weiteren Mephis und Thranas Ausschau halten«, sagte ich.

»Und Stillschweigen bewahren«, fügte er hinzu.

Ich betrachtete forschend sein Gesicht und fragte mich, wie er mein Vertrauen so schnell hatte gewinnen können. Hatte er es sich erschlichen? Er hatte zwar nicht über Thrana Bescheid wissen können, und auch nicht, dass ich über die gleichen Kräfte verfügte wie er, aber er hatte nicht gezögert, sich diese Information zunutze zu machen. Unser geteiltes Geheimnis schmiedete uns enger zusammen. Und er hatte recht: Wir mussten es für uns behalten. Jovis würde vielleicht damit durchkommen, seine Kräfte zu offenbaren, aber ich wusste, dass die Leute mir gegenüber misstrauisch waren. Ließe ich durchblicken, dass ich die gleichen Kräfte besaß, würde irgendjemand die Verbindung zu unseren tierischen Begleitern herstellen und sie damit in Gefahr bringen. »Ja«, erwiderte ich langsam. »Wir

erzählen niemandem davon, zumindest so lange nicht, bis wir mehr darüber wissen.«

Ich verschob das kleine Kissen in meinem Rücken und versuchte, eine bequemere Sitzposition einzunehmen. Den kaiserlichen Kopfschmuck hatte ich nach den ersten sechs Kandidaten abgelegt. Wir hatten Mephi und Thrana in den Hof hinausgelassen, damit sie im Regen spielen konnten. Hätte ich nichts anderes zu tun gehabt, hätte ich mich mit Thrana und Bing Tai vor einem Feuer zusammengekuschelt und eine Schüssel heiße Suppe gegessen. Es gab noch immer so viele Bücher in der Bibliothek, die ich lesen wollte. So viele Dinge, die es zu erkunden galt.

Jovis sah mich an, als könnte er meine Gedanken lesen. »Soll ich den restlichen Bewerbern sagen, dass sie morgen wiederkommen sollen?«

Wenn ich die Dinge in Ordnung bringen wollte, musste ich mich viel mehr bemühen, als mein Vater es je getan hatte. Ich setzte mich aufrecht hin und schüttelte den Kopf. »Nein. Sie haben schon lange genug gewartet. Hol den Nächsten herein.«

Jovis befolgte meinen Befehl.

Eine junge Frau betrat das Besprechungszimmer. Ihre Schritte wirkten so präzise und wohlüberlegt, als wiche sie Scherben aus. Ihr Umhang war feucht vom Regen. Wahrscheinlich hatte sie es sattgehabt, in der Halle zu warten, und im Hof frische Luft geschnappt. Sie roch nach nasser Erde. Jovis kehrte mit raschelnden Gewändern zu seinem Platz hinter mir zurück.

»Eminenz«, sagte sie, »ich bin mit keinem Gouverneur verwandt und habe auch keine Akademie besucht, aber ich habe viele Bücher gelesen.«

Sie setzte sich mir gegenüber hin, und ich musste zum tausendsten Mal daran denken, wie ich auf demselben



Platz vor dem Mann gesessen hatte, der mein Vater zu sein behauptete. Wie sehr ich mich nach seiner Liebe und Anerkennung verzehrt hatte. Verzweifelt hatte ich versucht, seine Fragen zu beantworten und das zu sein, was er in mir sah. Ich war seinen Erwartungen nie gerecht geworden. Nun war ich der Kaiser, und er war tot.

Dieser Gedanke erfreute mich nicht so sehr, wie ich gehofft hatte.

Ich warf einen Blick auf die Liste vor mir. »Meraya?« Als sie nickte, fuhr ich fort: »Der Kaiserpalast ist wie eine Miniaturinsel mit unzähligen Aufgaben, die Tag für Tag erledigt werden müssen.« Ich legte das Phönix-Medaillon zur Seite. Sie würdigte es keines Blickes, während ich die vorbereitete Liste herunterzurasseln begann.

Sie verengte die Augen nur kurz zu Schlitzern, bevor sie angriff.

Weder Jovis noch ich reagierten schnell genug. Ihre Hand schnellte vor, und sogleich flog etwas Silbernes durch die Luft. Instinktiv blickte ich an mir herunter und erkannte, dass sie nicht auf mich gezielt hatte. Hinter mir stöhnte Jovis auf.

Ohne Meraya aus den Augen zu lassen, schob ich rasch den Stuhl zurück, duckte mich und hielt mir das Sitzkissen vor die Brust. Ein kleiner Dolch bohrte sich in die Federn. Hinter mir hörte ich Jovis taumeln und rief schon nach Bing Tai.

Als mein Konstrukt knurrend auf den Tisch sprang, schlug Meraya ihm den eisernen Teekessel seitlich gegen den Kopf, und es krachte in einem Schwall heißen Tees auf den Boden. Ich riskierte einen Blick über die Schulter und sah, dass Jovis bewusstlos war. Sie musste ihn vergiftet haben. Der blutige Dolch lag neben ihm. Offenbar hatte Jovis es geschafft, ihn herauszuziehen. Das Herz schlug mir bis

zum Hals. Die Attentäterin und ich waren allein im Raum. Zwischen ihr und mir stand lediglich der Tisch.

Sie zog einen langen, dünnen Dolch aus dem Ärmel. »Ich werde es nicht langsam tun«, sagte sie, »aber auch nicht so schnell, wie Ihr es Euch vielleicht wünschen würdet.« Sie stieg auf den Tisch.

»Hilfe!«, rief ich und riss ihren vergifteten Dolch aus dem Kissen. Ich wusste nicht, wie man kämpft, während diese Frau eindeutig dazu ausgebildet worden war. Es kam mir vor, als würde ich mich durch einen dichten Nebel bewegen – alles um mich herum wirkte gedämpft. Das Einzige, was ich sah, waren ihr Gesicht und die Waffe in ihrer Hand. Vor lauter Angst konnte ich kaum atmen. Ich brauchte Thranas Hilfe, doch die befand sich nach wie vor mit Mephi im Hof. »Wieso?«, fragte ich sie, in der Hoffnung, ein wenig Zeit zu gewinnen.

»Ich kenne die Geschichten«, erwiderte Meraya. »Ihr werdet mich nicht am Leben lassen. Ich tue das Richtige. Das weiß ich. Ich tue es für mich. Und für Chari.«

Wovon sprach sie bloß?

Sie sprang auf mich zu. Ich hob das Kissen, um damit ihren kraftvollen Dolchstoß abzuwehren.

Und dann begann etwas in mir zu vibrieren. Ich ließ zu, dass sich das Gefühl in meinem ganzen Körper ausbreitete. Es war stärker als in der Nacht zuvor, als wäre irgendeine schlafende Kreatur in mir erwacht und hätte die Ketten abgeschüttelt, mit denen sie bislang gefesselt gewesen war. Ich warf das Kissen so fest nach ihr, dass es aufplatzte und seine Federn auf den Tisch niederregnen ließ.

Sie näherte sich mit gebleckten Zähnen und vorgereckter Klinge durch die Daunenwolke. Ich hob meinerseits den vergifteten Dolch. Seine Klinge war nicht länger als meine Handfläche, und er hatte kein Heft, mit dem ich

ihren Angriff hätte blockieren können. Ich schleuderte ihn wie einen Pfeil nach ihr. Die Klinge reflektierte das schwache Licht, als sie ihn mit ihrem eigenen Dolch zur Seite schlug.

Nun hatte ich nichts mehr außer der Vibration in meinen Knochen und zwei leere Hände. Mit einem Mal wurde mir bewusst, wie weich mein Fleisch war und wie dünn meine Haut.

Die Tür flog auf, und drei Gardisten stürmten mit gezückten Waffen in den Raum.

Meraya hob eine Hand, und ich sah, wie der verschüttete Tee vom Boden aufstieg. Sie machte eine weitere Geste, woraufhin riesige Teetropfen auf die Nasen und Mäuler der Gardisten zuschossen. Zwei von ihnen duckten sich blitzschnell, die dritte ließ ihr Schwert fallen und rang vergeblich um Atem.

Bevor Meraya zu einem erneuten Angriff ansetzen konnte, stürzten sich die beiden verbliebenen Gardisten auf sie. Meraya zog Feuchtigkeit aus der Luft vor dem Fenster und versuchte denselben Trick noch einmal. Doch ihre Bewegungen waren ungenau, und Jovis hatte die Gardisten zu geübten Kämpfern ausgebildet. Das Wasser klatschte wirkungslos gegen ihre Schultern. Derweil hatte Meraya offenbar die Kontrolle über den Tee in den Atemwegen der dritten Gardistin verloren, denn diese stemmte sich nun vom Boden hoch.

Die Attentäterin trat eine Gardistin, sodass sie mit einem lauten Knacken gegen eine der Teakholzsäulen prallte. Die anderen beiden rückten dichter zusammen. Dank ihrer Schwerter hatten sie eine größere Reichweite als Meraya. Diese mochte zwar kräftig, schnell und eine zielgenaue Messerwerferin sein, doch der Nahkampf schien ihr nicht sonderlich zu liegen.

Eine Klinge schnitt ihr in den linken Arm. Sie keuchte auf, ließ den Dolch jedoch nicht fallen. Die beiden Gardisten drängten sie rückwärts an die Wand.

»Sieh nur, ihre Wunde!«, rief einer von ihnen.

Durch den Riss in ihrem Hemd war zu erkennen, dass die Blutung aufgehört hatte und die Wundränder sich bereits wieder schlossen. Es war nur Jovis' guter Ausbildung zu verdanken, dass keiner der Gardisten die Flucht ergriff. »Das Einzige, was zählt, ist, dass sie blutet«, antwortete der andere und griff erneut an.

Danach ging alles ganz schnell.

Die beiden schlugen abwechselnd brutal auf die Attentäterin ein. Diese versuchte zwar, ihre Hiebe mit dem Dolch abzuwehren, doch die Gardisten nutzten ihre Unerfahrenheit gnadenlos aus. Schon bald war Merayas Tunika blutgetränkt, und ihr keuchender Atem hallte von den Säulen wider. Während sich ihre Wunden schlossen, brachten ihr die Gardisten ständig neue bei.

Ich wollte ihnen sagen, dass sie aufhören sollten. Sie war wie ich. Doch das durfte ich vor den Gardisten nicht zugeben.

Und dann drang eine Klinge zwischen Merayas Rippen und durchbohrte ihr Herz, während ihr der andere Gardist die Kehle aufschlitzte.

*Zu spät.*

Als sich selbst diese Wunden wieder zu schließen begannen, fügten sie ihr erneut welche zu. Wieder und wieder. Sie japste gegen das Blut in ihrer Kehle an.

Schließlich rührte sie sich nicht mehr, und die Wunden blieben offen. Einer der Wächter lehnte sich mit schweißnassen Haaren auf sein Schwert und spie auf den geschundenen Leichnam. »Alanga«, sagte er. Es klang wie ein Fluch.

Die andere Wächterin sah mich mit erhobenen Brauen kurz an. Die Gardisten hatten zwar geschworen, mich zu beschützen, doch es gehörte zu meinen Aufgaben, die Rückkehr der Alanga zu verhindern.

*Jovis.*

Ich wirbelte herum. Seine Brust hob und senkte sich.

»Wir brauchen einen Arzt!«, rief ich. In der Tür tauchte eine grauhaarige Frau in Zivilkleidung auf. Sie hatte ernste Gesichtszüge, trug eine makellose braune Tunika und hielt eine Schreibfeder in der Hand. Ich kannte sie nicht. »Hol einen Heiler«, wies ich sie an.

Sie gehorchte, ohne zu zögern. Ich trat zu Jovis. Sein Atem ging flach. Vorsichtig zog ich die zerrissene Jacke beiseite und sah, dass sich seine Wunde bereits schloss. Er hob die Hände und versuchte, meine zu ergreifen. »Em...«, flüsterte er tonlos. »Ema...« Er klang so traurig, als hätte er etwas gefunden, wonach er lange gesucht hatte, und wüsste, dass er es wieder verlieren würde. Dann fielen seine Hände herab, sein Kopf sackte zurück.

»Jovis? Jovis!«

Seine Atmung stabilisierte sich, seine Augen blieben jedoch geschlossen. Ich hoffte, dass sein Körper mit dem Gift fertigwerden würde.

Ein Heiler erschien in der Tür.

Jovis regte sich und erwachte wieder. Die Vorderseite seiner Tunika war schweißnass, doch sein Blick wirkte klar. Anscheinend war er gegen Gift immun. Galt das auch für mich? Ich hoffte, dass ich nicht so schnell eine Gelegenheit bekommen würde, es herauszufinden.

»Kümmere dich erst um ihn«, sagte ich und deutete auf Jovis.

Doch der winkte den Heiler fort. Er presste eine Hand auf den nach wie vor größer werdenden Blutfleck auf sei-

ner Jacke und stellte sich hin. »Alles in Ordnung«, sagte er. »Es ist nur ein flacher Schnitt.«

Der Heiler blieb unschlüssig auf der Türschwelle stehen.

Die grauhaarige Frau, die mit ihm zurückgekehrt war, bemerkte jedoch streng: »Ihre Eminenz hat dir einen Befehl erteilt.«

Der Mann zuckte zusammen und lief zu Jovis. Er hätte sich jedoch gar nicht so beeilen müssen. Jovis stand zwar noch nicht ganz sicher auf den Beinen, doch die Dolchwunde war bereits fast verheilt. »Es ist nur eine Bandage nötig«, stellte der Heiler fest.

Als Nächstes ging er zu der Gardistin an der Teakholzsäule. Er streckte die Hand aus, prüfte rasch ihre Atmung und tastete nach einem Puls. »Ihr Genick ist gebrochen«, sagte er schließlich. »Sie ist tot. Es tut mir leid, Eminenz.«

Ihr Kamerad schlug sich die Hand vor den Mund, und die überlebende Gardistin brach in Tränen aus.

Mir fehlten die Worte.

»Wir werden sie heute Nacht ehren und ihren Leichnam mit Wacholderzweigen einäschern«, sagte Jovis.

Ich räusperte mich. »Offenbar stimmen die Gerüchte. Die Alanga kehren tatsächlich zurück. Beim nächsten Mal werden wir besser vorbereitet sein.« Ich war allerdings nicht sicher, wie ich dieses Versprechen halten sollte, wenn ich selbst eine Alanga war. Meraya hatte noch einen Namen erwähnt. Chari? War das ein Freund, ein Geliebter oder vielleicht ein Tier, so wie Mephi und Thrana? »Bringt sie in den Garten. Dort werden wir die Trauerfeierlichkeiten abhalten.«

Noch wussten nicht alle über Thrana Bescheid. Meraya hatte vielleicht auch keine Ahnung gehabt. Konnte es sein, dass sie selbst gar keinen tierischen Begleiter besessen hatte? Hatten nicht alle Alanga welche? Ich hatte so viele

Fragen, von denen sie mir nun leider keine mehr beantworten konnte.

Der Heiler stand abwartend neben der toten Gardistin. Ich nickte ihm zu. »Du kannst gehen.«

Bing Tai tapste gelassen zum Ende des Tisches zurück und setzte sich hin. Der Heiler machte einen großen Bogen um ihn. Die beiden überlebenden Gardisten hoben ihre gefallene Kameradin auf und trugen sie aus dem Raum. Ich würde dafür sorgen müssen, dass sich auch irgendjemand um Meraya kümmerte.

»Du und du, hier drinnen liegt noch eine weitere Leiche. Schafft sie ebenfalls raus.« Die grauhaarige Frau dirigierte zwei Diener mit ihrer Schreibfeder zu Merayas Leichnam. »Und Ihre Kaiserliche Hoheit möchte sicher auch, dass ihr den Boden wischt.«

Meine Knochen hörten auf zu vibrieren, und ich merkte, wie erschöpft ich war. Erst das Spionagekonstrukt, und jetzt dies. Ich musste aus meinem Palast heraus, um zu erfahren, was im Reich vor sich ging – und welche Überraschungen mein Vater noch für mich hinterlassen hatte.

»Eminenz?«, sagte die Grauhaarige und blickte ohne erkennbare Gefühlsregung zu der toten Attentäterin hinüber. »Soll ich morgen wiederkommen? Ich bin wegen der Stelle als Verwalterin hier.«

Sie hatte, obwohl sie nicht einmal in meinen Diensten stand, in einer Krisensituation schnell und entschlossen reagiert. Ich berührte meine Haare, die nach dem Kampf in alle Richtungen abstanden. »Wie heißt du? Und welche Erfahrungen hast du?«

»Ikanuy«, antwortete sie ungerührt. »Ich habe an der Akademie der Scholaren auf Hualin Or studiert und ansonsten den Großteil meines Lebens auf der Kaiserinsel verbracht. Ich habe sieben Kinder und zu jeder Zeit mei-

